



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„*Bringen sie das zusammen?*“
- Familiäre Praktiken im Alltag von Pflegefamilien“

verfasst von / submitted by

Nathalie Födinger, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2016 / Vienna 2016

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Soziologie UG2002

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Dr. Rudolf Richter

DANKSAGUNG

Mein aufrichtiger Dank geht an alle, die mich bei der vorliegenden Masterarbeit unterstützten.

Allen voran danke ich meinen ForschungspartnerInnen, den Familien, die mich so herzlich aufnahmen und mir vertrauensvoll Einblick in ihr Leben und ihre Gedanken gewährten: Ohne Euch wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen.

Ich danke meinem Betreuer, Univ.-Prof. Dr. Roland Richter, der mir hilfreich und geduldig zur Seite stand. Ein sinniger Gedanke aus Ihrem Buch begleitete mich während des gesamten Forschungsprozesses: „*Alle Wissenschaft beginnt mit dem Staunen*“¹.

Außerdem bedanke ich mich von Herzen für die Unterstützung im Arbeitsprozess und für die aufbauenden Worte bei: Daniel Wolkerseder, Christian Zahhuber, Roland Sattlegger, Elisabeth Brousek, Lukas Sattlegger, Barbara Klepatsch und Helene König.

Innigster Dank gilt meiner Familie: Danke, dass Ihr an mich glaubt und für Eure finanzielle Unterstützung.

1 Richter 2002, 90

INHALTSVERZEICHNIS

1. EINLEITUNG	1
2. THEORIE	6
2.1. Theorie sozialer Praktiken, ein Überblick.....	6
2.2. Der praxeologische Blick auf Familie: Theorie, Methode oder Forschungshaltung?	10
2.3. Diskussion praxistheoretischer Forschung und Konzepte der Familiensoziologie	15
2.4. Juristische Aspekte zu Pflegefamilien	22
3. METHODEN	26
3.1. Der Weg ins Feld, die Kontaktherstellung und die Auswahl der Pflegefamilien	26
3.2. Die Datenerhebung: Der Forderung nach Reflexivität und Flexibilität Rechnung tragen	29
3.2.1. Die Beobachtung zu Tisch.....	31
3.2.2. Tischgespräche und das ero-epische Gespräch.....	33
3.3. Die Auswertung: Eine datenbasierte Interpretation.....	34
3.4. Kurze Vorstellung der mitwirkenden Familien	35
4. ERGEBNISSE	39
4.1. „Ja, ist das so wichtig, ob das Kind wo gewachsen ist?“: Über die Bedeutung von Herkunft und Abstammung in Pflegefamilien.....	39
4.1.1. Die nationale bzw. ethnische Herkunft und ihre Bedeutung für die Vermittlung von Pflegekindern.....	39
4.1.2. Die Bedeutung von Verwandtschaft und Abstammung in Pflegefamilien	42
4.1.3. Die soziale Herkunft als Alternative für Pflegefamilien	49
4.1.4. Zusammenfassung der Bedeutung von Herkunft und Abstammung in Pflegefamilien.....	51
4.2. Familie gründen und helfen wollen: Über die Motive und Selbstverständnisse von Pflegeeltern und Pflegefamilien	53
4.2.1. Kinderwunsch, Nächstenliebe und Solidarität; Über Motive und Moral	53
4.2.2. Die Selbstwahrnehmung der Pflegeeltern	60
4.2.3. Zusammenfassung der Motive und Selbstverständnisse von Pflegeeltern und Pflegefamilien.....	64
4.3. Strategien der Integration eines Pflegekindes in seine Pflegefamilie	65
4.3.1. Aspekte im Umgang mit der Auswahl und der Ablehnung eines Pflegekindes.....	65
4.3.2. Initiationspraktiken.....	67
4.3.3. „Nach einem Jahr schon wirkliche Brüder“: Zu Geschwistern werden	72
4.3.4. „Mama-sagen“: familiäre Benennungen und deren Bedeutung für Beziehung und Zusammenleben in der Pflegefamilie	75
4.3.5. Zusammenfassung der Integrationspraktiken	77
5. CONCLUSIO	78
6. LITERATURVERZEICHNIS	84
7. ANHANG	90

1. EINLEITUNG

„*Bringen Sie das zusammen?*“ lautet die bekannte Werbekampagne der Magistratsabteilung 11 (MAG ELF), dem Amt für Jugend und Familie, mit der vor einiger Zeit medienwirksam um Pflegemütter und Pflegeväter geworben wurde (MAG 11 2016). Ein besonders eindringliches Plakat der Kampagne zeigt ein kleines Mädchen mit blondem Lockenkopf, dem der pure Widerwillen ins Gesicht geschrieben steht und einen überdimensionierten Brokkoli, der eindeutig als Auslöser für den grimmigen Blick des Mädchens identifiziert werden kann. Männer und Frauen, die von sich behaupten *Kinder mit Gemüse zusammenbringen* zu können, sollen damit aufgefordert werden, sich als Pflegeeltern zu bewerben. Zusammenbringen bedeutet im Sprachgebrauch etwas schaffen, eine Einheit herstellen und auch, etwas miteinander in Beziehung setzen.

„*Bringen sie das zusammen?*“ lautet auch der Titel der vorliegenden Masterarbeit, in der es aber nicht darum geht, um Pflegeeltern zu werben, sondern herauszufinden, was in einer Pflegefamilie tagtäglich *zusammengebracht* wird und was Pflegeeltern und Pflegekinder zusammenbringt. Die Frage, was Pflegefamilien *zusammenbringen*, birgt das Interesse, wie Pflegeeltern und Pflegekinder es *schaffen*, eine familiäre *Einheit herzustellen* und wie sie einander *in Beziehung setzen*.

In der gegenwärtigen Familienforschung hat sich die Wahrnehmung von Familie und familiären Beziehungen verändert: Die Tendenz geht dahin, Familie in ihrer Diversität zu erfassen, wie sie gelebt wird und sie keinem fix definierten Mutter-Vater-Kind(er)-Schema anzupassen (vgl. Jones / Hackett 2011, 42). Soziologische Konzepte und Methoden zur Erforschung von Familie müssen die gewandelte Wahrnehmung berücksichtigen, um Familie zu verstehen und die Produktion lebensfremder Theorien *über* Familien zu vermeiden (Daly 2003). Eine Möglichkeit familiäre Realitäten zu erfassen, schafft die praxeologische Denkweise. Der Familiensoziologe David H. J. Morgan (1996, 11) plädiert erstens dafür, Familie als Adjektiv und nicht als Nomen zu verwenden. Als Adjektiv kann es jene Praktiken beschreiben, die in enger Assoziation mit Verständnissen von Elternschaft, Ehe, Verwandtschaft oder Generationenbeziehung aufkommen; im Gegensatz zu einem Nomen, in dem ein bestimmter Sachverhalt festgeschrieben ist und mit dem die vielfältigen Erscheinungsformen von gelebten Familien übersehen werden (Morgan 2011, 6). Zweitens sieht Morgan Familie als eine Idee (unter vielen) nach der Menschen ihr Leben ausrichten. Die Forschung der vorliegenden Arbeit lässt sich von seiner Haltung leiten: Um diese Idee, um dieses Adjektiv zu erfassen, wird daher eine praxistheoretische Perspektive

als theoretisches Fundament gewählt, sowohl für die Theorie als auch für die Methode. Der praxeologische Ansatz geht davon aus, dass das Soziale in den Praktiken zu finden ist (Brand 2011, 174). Unter Praktiken werden Bündel von Handlungen verstanden, die sich durch Artefakte verbinden können und über die ein geteiltes Praxisverständnis herrscht (vgl. Schatzki 2001, 11). Schatzki (2001, 15) spricht von einem „field of practices“, in dem sich miteinander verbundene Praktiken vereinen. Das Feld der Praktiken der vorliegenden Forschung ist Familie. Mit Morgan (2011, 7) wird davon ausgegangen, dass Familienmitglieder Aktivitäten durchführen, die zeigen, dass sie Familie sind und zur Familie gehören. Dabei ist nicht ausschlaggebend, ob diese Praktiken exklusiv in Familien vorkommen. Die soziale Welt setzt sich aus vielen einzelnen, miteinander verbundenen, gegeneinander konkurrierenden oder einander überschneidenden Praktiken zusammen: familiäre Praxis ist eine davon (Morgan 1996, 190 und 2011, 7).

„Manche Kinder können nicht bei ihren Eltern bleiben“, heißt es auf der Webseite der MAG 11 (2016): Kommt es in einer Familie nach Einschätzung der zuständigen Behörden (in Wien der Magistratsabteilung 11) zur Kindeswohlgefährdung durch Erziehungsberechtigte, also zur Vernachlässigung, zu physischer, psychischer oder sexueller Gewalt, oder können sich Eltern aus anderen Gründen nicht um ihre Kinder kümmern, greifen die Behörden ein und das Kind wird anderweitig untergebracht. Fremdunterbringung bedeutet, dass diese Kinder aus ihrem familiären Zusammenhang herausgenommen werden und entweder in einer sozialpädagogischen Einrichtung untergebracht oder an Pflegeeltern übermittelt werden. Je nach Dauer der Unterbringung kann zwischen Krisen-, Kurz- oder Langzeitpflege unterschieden werden. Laut dem vom Bundesministerium für Familie und Jugend (BMFJ) (2015) herausgegebenen Kinder- und Jugendwohlfahrtsbericht vom Jahr 2014 erhielten in ganz Österreich knapp 30.000 Kinder und deren Obsorgeberechtigte „Unterstützung der Erziehung“. In „Voller Erziehung“ standen ca. 11.000 Kinder, davon waren rund 6.500 in sozialpädagogischen Einrichtungen wie bspw. betreuten Wohngemeinschaften untergebracht. Insgesamt sind in Österreich 40.550 (2,7 %) aller unter 18-Jährigen einer der oben angeführten unterstützenden Maßnahme zugeordnet, 0,3% aller Kinder in Pflegefamilienverbänden. Im Jahr 2014 lebten 4.651 Kinder in Pflegefamilien.

Pflegekinder in Pflegefamilien sollen in einem familienähnlichen Zusammenhang aufwachsen können:

„Wenn Kinder zuhause nicht mehr versorgt werden können, brauchen sie eine liebevolle Ersatzfamilie. Pflegeeltern übernehmen für unbestimmte Zeit die Aufgaben der leiblichen Eltern.“ (MAG 11 2016)

Pflegeeltern ermöglichen dem Kind ein Aufwachsen in einer familienähnlichen Struktur. Doch was bedeutet eigentlich familienähnlich? Diese Arbeit beschäftigt sich mit Pflegefamilien. Es wird untersucht, anhand welcher Praktiken sie im Dreiecksverhältnis Herkunftsfamilie – Pflegeeltern(teil) – Pflegekind(er) eine familienähnliche Struktur herstellen. Die Frage, die mit dieser Masterarbeit beantwortet werden soll, lautet:

Wie wird Familie von Pflegefamilien hergestellt?

Die Forschungsfrage hat zwei Unterfragen:

Welche (Alltags-)Praktiken der Mitglieder von Pflegefamilie werden als familiäre Praktiken sichtbar?

Durch welche kommunikativen Praktiken der Mitglieder der Pflegefamilien wird Familie hergestellt?

Auf das Thema Pflegefamilien wurde ich während meines Praktikums im Amt für Jugend und Familie im Rahmen des Studiums der Sozialen Arbeit aufmerksam. Die daraus gewonnenen Erfahrungen gaben den Anlass, sich auch soziologisch mit diesem Feld auseinanderzusetzen. Während in der Sozialen Arbeit vorwiegend das Problematische, Krisenhafte an der Kindesabnahme und der Fremdunterbringung im Vordergrund steht, kann sich die soziologische Forschung dieser Thematik aus einer anderen Perspektive, losgelöst von der sozialarbeiterischen Notwendigkeit der Problemlösung, zuwenden. Eine Masterarbeit gibt die Möglichkeit, mit soziologischem Handwerkszeug, sprich Theorien und Methoden, andere Aspekte dieses Gegenstands zu erkunden. Trotz des kritischen Vorbehalts gegenüber der Problemzentriertheit müssen mögliche, dem Forschungsfeld immanente Spannungsfelder explizit gemacht und diskutiert werden: Denn die Erfahrungen aus der Praxis zeigten, dass Kindesabnahme, Fremdunterbringung und alle damit verbundenen Angelegenheiten durchaus konfliktgeladen und höchst emotional sind. Bei Kindern, die durch ihre Eltern gefährdet werden und aus ihrem familiären Zusammenhang genommen werden müssen, kommt es zu „Belastungserfahrungen“, die negative Auswirkungen auf ihre Entwicklung haben können (vgl. Kindler et.al. 2011, 172). Des Weiteren soll in einer Pflegefamilie eine familiäre, verwandtschaftsähnliche Beziehung mit einem fremden Kind entstehen, bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung der Beziehung des Kindes zu seiner Herkunftsfamilie (MAG 11 2016). Besuchskontakte, denen tendenziell eine positive Wirkung für das Kind zugeschrieben wird, können, das einzelne Kind betrachtend, dennoch eine Belastung für dieses darstellen (vgl. Kufner / Helming / Kindler 2011, 563 und 577). Von diesen Blitzlichtern, die nur Teile des größeren Zusammenhangs beleuchten, in dem sich Pflegeeltern,

Pflegekinder und leibliche Eltern befinden, wird angenommen, dass sie sich in irgendeiner Weise auf die Forschung auswirken. Zudem ist eine hohe Sensibilität und Achtsamkeit bei der Forschung gefragt.

Zur Erhebung der Daten wurden mehrere Familien mit Pflegekindern bei ihrem (Alltags-) Handeln beobachtet: Die Zusammenkunft der Familie bei einer gemeinsamen Mahlzeit stellte dabei den Ausgangspunkt für die Beobachtungen dar. Es wurde eine unstrukturierte, offene Beobachtung in Anlehnung an die fokussierte Ethnographie nach Hubert Knoblauch (2001) durchgeführt, wobei das praxeologische Theoriefundament der Schärfung des Blicks dienen soll. Darüber hinaus waren die Beobachtungen begleitet von informellen Gesprächen mit den Familienmitgliedern, zum Beispiel bei einem längeren Zusammensitzen nach dem Essen oder wenn die Kinder ihr Zuhause herzeigten. So gelangten zusätzlich zu den Beobachtungsprotokollen und den Gesprächsaufzeichnungen noch diverse andere Materialien zu den Forschungsdaten, welche sich während der Beobachtung darboten oder extra zur Ansicht präsentiert wurden. Alle auf diesem Weg gesammelten Wahrnehmungen wurden detailliert protokolliert und die resonierenden Eindrücke und Gedanken in Memos festgehalten. Zur Analyse des Datenmaterials wurden die methodischen Schritte der Grounded Theory (Glaser / Strauss 1967), Codierung und Memo-Schreiben nach Kathy Charmaz (2006) genutzt. Die Analyse orientiert sich an der Frage nach der Herstellung von Familie in Pflegefamilien.

Ziel der Arbeit ist es, spezifisches Wissen über Familien in Erfahrung zu generieren, indem eine spezielle Ausgestaltung von familiärem Zusammenleben erforscht wird: Paare und Einzelpersonen, mit und ohne eigene Kinder, die Kinder in Pflege nehmen. Die Arbeit soll zum Erkenntnisgewinn über Familien im Allgemeinen und familiäre Praktiken im Speziellen beitragen, indem eine Anwendungsmöglichkeit des Theoriekonzepts *Family Practices* probiert wird. Es soll eine Wahrnehmung von Familie gefördert werden, die Familie nicht als etwas Gegebenes versteht, sondern den Fokus auf die Herstellungsleistung von Familie legt: Wie Familie entstehen kann, welche Praktiken angewandt werden, sodass Familie entstehen kann und was Familie-sein ausmacht. Die vorliegende Masterarbeit versteht sich außerdem als Beitrag, der Vielfältigkeit von Familie und dem Familiären Rechnung zu tragen. Mit David H. J. Morgans (1996; 2011) Worten ist Familie vor allem ein Prozess, manchmal ein Adjektiv, manchmal ein Verb, aber nie ein Nomen.

Die Arbeit gliedert sich in fünf Hauptkapitel. Anschließend an die Einleitung bietet Kapitel 2 einen Überblick über die Theorie sozialer Praktiken, eine Verortung der Familie in der praxeologischen Forschung, sowie eine Diskussion derselben. Darüber hinaus werden Konzepte

der Familiensoziologie und juristische Fakten über Pflegefamilien dargelegt. Kapitel 3 erläutert den Weg ins Feld der Pflegefamilien, das methodische Vorgehen bei der Datenerhebung und der Auswertung und stellt die mitwirkenden Pflegefamilien vor. Im Kapitel 4 werden die Forschungsergebnisse präsentiert und anhand relevanter soziologischer Forschungsbeiträge diskutiert. Im abschließenden Kapitel 5 wird der Erkenntnisgewinn der Arbeit zur Diskussion gebracht.

2. THEORIE

Der theoretische Abschnitt vorliegender Arbeit setzt sich zuerst mit der Praxistheorie auseinander, auf die sich die Forschung stützt. Zweitens wird darauf eingegangen, wie Familie in der Praxistheorie gesehen wird und was familiäre Praktiken ausmacht. Um den aktuellen Stand der Forschung widerzuspiegeln, werden drittens (praxistheoretische) Forschungen und Konzepte zum Thema Familie diskutiert und mit dem Thema der vorliegenden Arbeit in Zusammenhang gebracht. Als vierter und letzter Punkt der theoretischen Vorüberlegungen wird die soziale und rechtliche Lage von Pflegefamilien in Österreich dargestellt.

Bevor eine kurze Einführung über die Theorie sozialer Praktiken folgt, stellt sich die Frage, wie sie in der vorliegenden Forschungsarbeit Verwendung finden wird. Nach Gabriel Abend (2008) impliziert der Gebrauch des Theoriebegriffs verschiedene Bedeutungen, was eine Vorabklärung dieser Frage notwendig macht. Möglich ist ein Verständnis von Theorie als Weltanschauung:

„A Theory₅ is a ‘Weltanschauung’, that is, an overall perspective from which one sees and interprets the world [...] how to look at, grasp, and represent it.” (Abend 2008, 179; Hervorh. im Original)

Im Gegensatz zum Theorieverständnis, welches Theorie als eine Erklärung eines bestimmten sozialen Phänomens begreift, wird Theorie als Weltanschauung weder zur Überprüfung einer Annahme noch zur Erklärung einer Kausalität herangezogen. Demzufolge dient die praxeologische Theorie bei der Forschung mit Pflegefamilien als eine Perspektive, die eingenommen wird, um jenen Ausschnitt der sozialen Welt zu betrachten. Familienleben wird in der praxistheoretischen Herangehensweise als ein Konglomerat von Aktivitäten aufgefasst und der Fokus der Beobachtung richtet sich auf diese Praktiken.

2.1. Theorie sozialer Praktiken, ein Überblick

Soziologische Theorien können nach ihrer Herangehensweise an das Problem der Dualität von *Mikro* und *Makro*, von *Handlung* und *Struktur* bzw. von *Individuum* und *Gesellschaft* unterschieden werden (Treibel 2006, 15f). Nach Karl W. Brand (2011, 173) kommt es gar zu einer Konkurrenzsituation zwischen den Handlungs- und den Strukturtheoretischen Zugängen. Praxeologische TheoretikerInnen, allen voran Anthony Giddens und Pierre Bourdieu, versuchen

hingegen eine Verbindung zwischen Handlung und Struktur zu schaffen und die Dualität zu überwinden. Sie gelten als Gründerväter dieses Ansatzes².

Pierre Bourdieus *Theorie der Praxis* (1979, 1982, 1987) will eine Überwindung von Objektivismus und Subjektivismus, denn diese stehen in einer dialektischen Beziehung zueinander. Er lehnt die strikte Trennung der beiden ab, nicht aber die Begriffe an sich. Weder wird die soziale Welt durch objektive Struktur vorherbestimmt, noch herrscht völlige Voraussetzungslosigkeit, wie es im Subjektivismus dargestellt wird (vgl. Bourdieu 1979, 1982, 1987, zit. nach Brand 2011, 179). Bourdieus *Logik der Praxis* besagt, dass jede soziale Handlung ihre eigene Logik hat, die im *praktischen Sinn* verankert ist, unbewusst abläuft und nur in der konkreten Situation der Praxis zu tragen kommt. Der praktische Sinn kann mit Reckwitz (2003, 289) mit „Know-how“ umschrieben werden. Das entspricht der Ebene der Handlungen des Individuums. Um die Ebene der Struktur zu berücksichtigen, führt Bourdieu den *Habitus*-Begriff ein. Der *Habitus* beinhaltet alle Dispositionen eines Menschen, die er im Laufe seiner Sozialisation in sich aufnimmt (vgl. Bourdieu 1979, zit. nach Treibel 2006, 226f). Geschmack, Wahrnehmung, Denk- und Handlungsschema werden durch den *sozialen Raum* geprägt und sind keineswegs individuell. In welchem *sozialen Raum* ein Mensch positioniert ist, ist wiederum abhängig von den Kapitalsorten, die er zur Verfügung hat und die er zu akkumulieren versucht: Bourdieu unterscheidet zwischen ökonomischem, kulturellem, sozialem und symbolischem Kapital (vgl. Bourdieu 1983b, zit. nach Treibel 2006, 229). Weil er inkorporiert wird, zeigt sich der *Habitus* körperlich, er wird also in der Bewegung und dem Ausdruck der Person erkennbar. Der *Habitus* ist strukturierende und strukturierte Struktur: Er bringt einerseits aktiv soziale Praktiken hervor, andererseits kann sich das Individuum nur soweit individuell entwickeln, wie es sein *Habitus* zulässt. *Habitus* ist also auch Struktur, die sich jedoch in Krisensituationen aktualisieren kann, wenn der praktische Sinn hinterfragt wird (vgl. Bourdieu 1989, zit. nach Brand 2011, 181).

Den Dualismus von Makro und Mikro bzw. von Gesellschaft und Individuum will ebenso Anthony Giddens (1988) mit seiner *Strukturierungstheorie* überwinden (Giddens 1988b, zit. nach Treibel 2007, 259). Struktur und Handeln sind zwei Dimensionen derselben Sache und keine Gegenbegriffe: Es herrscht eine Wechselwirkung zwischen Handlung und Struktur. Ähnlich wie bei Bourdieu ermöglicht und begrenzt Struktur Handlung: Strukturen sind institutionalisierte, dauerhafte Gegebenheiten, innerhalb denen sich Individuen bewegen. Sie verleihen

2 Die Ansätze von Bourdieu und Giddens werden hier nur in aller Kürze angeschnitten und mit Hilfe von Sekundärliteratur (Reckwitz 2003, Treibel 2006 und Brand 2011) erklärt, da für meine Forschung ihre Fokus auf Handlungen ausschlaggebend ist und nicht ihr sonstiger, ohne Zweifel bedeutender Beitrag für die Soziologie.

Orientierung, setzten aber auch Grenzen (vgl. Giddens 1988b zit. nach Treibel 2007, 261). Struktur besteht aus *Regeln* und *Ressourcen*, welche Handlungschancen eröffnen. Regeln sind vergleichbar mit Normen oder Gesetzen, die im praktischen Bewusstsein zum Ausdruck kommen und unhinterfragt angewendet werden. Ressourcen sind potentielle Quellen der Macht und Einflussnahme (vgl. Giddens 1988, zit. nach Brand 2011, 182). Struktur kann aber nur gemeinsam mit Handlung betrachtet werden, weil sie erst in ihrem Vollzug real wird. Handlungen sind durch implizites Wissen und praktisches Bewusstsein geleitet und erschaffen durch Routine Struktur: Struktur ist demnach auch das Ergebnis von Handlungen (vgl. Giddens 1988, zit. nach Brand 2011, 182).

Beide hier kurz vorgestellten Theorien Bourdieus und Giddens können als Lösungsweg gesehen werden, um die Polarität von Mikro und Makro aufzuheben und Struktur und Handlung als miteinander verwoben zu betrachten:

„Menschen beeinflussen und verändern mit ihrem Handeln die soziale und materielle Umwelt, in der sie sich bewegen. Sie tun dies zugleich aber in einem sozial vorstrukturiertem Kontext, der nicht nur das jeweilige Spektrum von Denk und Handlungsmöglichkeiten vorgibt, sondern dem man sich [...] auch in vielerlei Hinsicht ohnmächtig ausgeliefert fühlt.“ (Brand 2011, 174)

Für die vorliegende Arbeit ist aber vor allem der Fokus auf Handlung interessant, den beide Theorien einnehmen. Außerdem ist dieser Fokus Grundlage für den sogenannten *practical turn*, welcher der Soziologie konstatiert wird und sich in der Soziologie hinsichtlich der Lokalität des Sozialen vollzog (vgl. Reckwitz 2003). Der praxeologische Ansatz geht davon aus, dass das Soziale weder in der Struktur noch im Subjekt, sondern in den Praktiken zu finden ist (Reckwitz 2003, 286). Theodore R. Schatzki, einer der Hauptvertreter der Praxistheorie, sieht das Soziale als:

„ [...] a field of embodied, materially interwoven practices centrally organized around shared practical understandings.“ (Schatzki 2001, 11)

Um zu den grundlegenden Prinzipien der Praxeologie zu gelangen, wird im Folgenden auf einzelne Aspekte vom Zitat von Schatzki über das Soziale, unter Zuhilfenahme von Andreas Reckwitz‘ (2003, 282-301) „Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken“, eingegangen:

Embodied, die Inkorporiertheit von Praktiken: Praktiken sind dabei in den Körpern eingeschrieben. Sie können nicht losgelöst vom Körper betrachtet werden. Wie Reckwitz (2003, 290) in seinem Text erläutert, sind Praktiken erlernte und routinierte Bewegungen des Körpers.

Wenn sich der Mensch Praktiken aneignet, lernt er seinen Körper in bestimmter Art zu bewegen. Praktiken sind sichtbare und nicht sichtbare Körperbewegungen, wie zum Beispiel Lesen, Schreiben, Sprechen sowie auch Denken und Fühlen. Zudem ist das Anwendungs-Wissen inkorporiert, dazu später mehr.

Materially interwoven: Schatzki deutet hier die Materialität von Praktiken an, die, in einem erweiterten Sinn verstanden, zweifach in Erscheinung tritt. Zum einen werden Praktiken durch ihre Inkorporierung, also durch den Körper materiell, wie zuvor bereits angesprochen. Zum anderen materialisieren sie sich durch die Existenz von Artefakten. Dinge werden in der Praxistheorie als Teilelemente der Praktiken verstanden. Ihr sinnhafter Gebrauch ermöglicht Handeln, er lässt Handeln entstehen (Reckwitz 2003, 291). Diesen Sachverhalt bringt Bruno Latour (1967, 123) mit einem anschaulichen Beispiel gekonnt auf den Punkt: *Haben Sie schon einmal versucht einen Nagel ohne Hammer in die Wand zu nageln, oder Wasser ohne Wasserkessel zu kochen?*, fragt er die LeserInnen. Die (doppelte) materielle Verankerung ermöglicht die Reproduzierbarkeit von Handlungen. Uneinigkeit herrscht darüber, so Schatzki (2001, 11), welche Relevanz die physischen Verbindungsglieder haben, wie (sehr) sie thematisiert werden sollen.

Shared: Bei Praktiken handelt es sich um etwas Soziales, von Mehreren geteiltes. Die für andere beobachtbare Handlung ist eine ‚skillful performance‘ (vgl. Reckwitz 2003, 290) nach außen. Sie ist verstehbar, das heißt sie kann potentiell von anderen nachvollzogen werden.

Practical understanding: Um Praktiken auszuführen wird praktisches Verstehen benötigt. Derartiges Wissen ist inkorporiert, somit nicht auf intellektuell-kognitiver Ebene verortet und implizit, also nicht explizierbar: *Man kann es, ohne genau sagen zu können, wie.* Das Wissen ist in erster Linie Bestandteil der Praxis, nicht des Subjekts. Die korrekte Frage lautet nach Reckwitz (2003, 292): Welches Wissen kommt in welcher Praktik zum Einsatz? Mit den Worten von Reckwitz zusammengefasst, werden soziale Praktiken verstanden als:

„[...] *know-how abhängige und von einem praktischen ‚Verstehen‘ zusammengehaltene Verhaltensroutinen, deren Wissen einerseits in den Körpern der handelnden Subjekte ‚inkorporiert‘ ist, die andererseits regelmäßig die Form von routinisierten Beziehungen zwischen Subjekten und von ihnen ‚verwendeten‘ materialen Artefakten annehmen.*“
(Reckwitz 2003, 289)

Die Routinisiertheit von Praktiken ist die Voraussetzung für die Reproduzierbarkeit und Wiederholbarkeit von Handlungen. Dadurch kommt es aus der praxeologischen Sicht zu sozialer

Ordnung und Stabilität. Wie wirkt sich der besagte *practical turn* auf die Familienforschung aus? Im Folgenden wird eine Grenzziehung von Familie aus praxistheoretischer Sicht im Gegensatz zu Familie aus anderen Perspektiven (ökonomische Theorien, etc.) vorgenommen. Es soll verdeutlicht werden, wie Familie *praxeologisch* erforscht wird und mit welcher Haltung ForscherInnen ins Feld gehen.

2.2. Der praxeologische Blick auf Familie: Theorie, Methode oder Forschungshaltung?

Soll Familie soziologisch beschrieben werden, gibt es verschiedene Perspektiven, die eingenommen werden können. Familie kann einerseits von einem gesamtgesellschaftlichen Kontext aus betrachtet werden: Sie ist ein zentraler Bestandteil der Gesellschaft, sie wird als Institution oder System beschrieben und erfüllt bestimmte Funktionen. Im Unterschied dazu konzentriert sich die praxeologische Sicht auf den familiären Alltag, wie er gelebt wird und die darin stattfindenden Praktiken.

Die Familiensoziologin Rosemarie Nave-Herz (2006) operiert mit einem funktionalistischen Familienbegriff, der hier als Kontrast zur praxeologischen Auffassung von Familie dient und anhand welchem schrittweise in die praxeologische Familienforschung eingeführt werden soll. Nave-Herz bietet eine klassische Definition von Familie, in der vor allem die Funktionen betrachtet werden; Familie, in einem funktionalistischen Verständnis nach Nave-Herz ist gekennzeichnet durch:

„[...] 1. ihre biologisch-soziale Doppelnatur aufgrund der Übernahme zumindest der Reproduktions- und Sozialisationsfunktion neben anderen, die kulturell variabel sind. 2. Zwischen ihren Mitgliedern besteht ein besonderes Kooperations- und Solidaritätsverhältnis, aus dem heraus die Rollendefinitionen festgelegt sind. 3. Die Generationsdifferenzierung ist für sie konstitutiv. 4. Darüber hinaus wird in der Regel die Familie durch Eheschließung begründet oder ergänzt.“ (Nave-Herz 2006, 30)

Der Familie obliegen unter anderem die Funktionen der Reproduktion und Sozialisation, auf deren Beschreibung hier nicht im Detail eingegangen werden soll. Wichtig ist die Beobachtung, dass Aufgaben festgelegt werden, die *das Wesen* einer Familie ausmachen. Familie besteht dann, wenn diese Aufgaben erfüllt werden. Im Umkehrschluss hat es zur Konsequenz, dass alle *sozialen Gefüge*, die dieser Beschreibung nicht nachkommen, per definitionem keine Familien

sind – bestenfalls dysfunktionale Familien. Pflegefamilien bspw. erfüllen die Aufgabe der Sozialisation, aber nicht die der biologischen Reproduktion. Die leiblichen Eltern eines Pflegekindes erfüll(t)en hingegen die Aufgabe der Reproduktion. Die funktionale Perspektive von Familie ist eine Möglichkeit Familie zu erforschen. Die Festlegung vorwegzunehmen, was Familienmitglieder tun (müssen), hilft zu fokussieren, kann aber gleichzeitig den Blick auf die Vielfältigkeit von Familie verstellen. Ebenso haben die in der Beschreibung von Nave-Herz nachfolgenden konstitutiven Elemente von Familie ihre Berechtigung, können aber von einem anderen Blickwinkel aus betrachtet fraglich erscheinen. Das besondere Kooperations- und Solidaritätsverhältnis zwischen den Familienmitgliedern wirft einerseits die Frage auf, wer eigentlich als Familienmitglied zählt. Laut David Morgan (2011, 10), auf dessen Ansätze später ausführlicher eingegangen wird, wird erst durch spezifische Praktiken erkennbar, wer dazu gehört und wer nicht: nämlich durch das, *Was* getan wird und *Wie* etwas getan wird. Andererseits muss untersucht werden, wie sich Solidarität im Alltag manifestiert. PraxeologInnen würden in einem ersten Schritt Praktiken im familiären Alltag ausfindig machen und diese gegebenenfalls erst in einem zweiten Schritt als *solidarisch* betiteln.

Nave-Herz spricht von 'Rollendefinition'. Im funktionalistischen Verständnis wird angenommen, dass sich der Vater oder die Mutter einer Rolle entsprechend verhält. Im praxeologischen Verständnis nach Morgan (1996, 188) wird hingegen die Fluidität von Rollen, Status und Identität betont und widerspricht somit diesem fixen Verständnis von Rollenzuteilung. Zudem gleichen sich die von ForscherInnen entwickelten soziologischen Kategorien und die Selbstwahrnehmung der AkteurInnen nie zur Gänze - ein weiterer Grund, der gegen ein fixes Verständnis spricht. Die praxeologische Sichtweise prüft familiäre Realitäten nicht mit einem vorgefertigten Merkmalskatalog, sondern beobachtet, wie Familie gelebt wird. Morgan kritisiert Familienforschung, die von einem wie dem oben dargestellten Familienbegriff ausgeht:

„It failed to distinguish adequately between ideas about and understandings of the family on the one hand and actual day-to-day family living on the other.“ (Morgan 2011, 3)

Weil Familie eine profane, menschliche Erfahrung ist, müssen FamilienforscherInnen ganz besonders sorgfältig zwischen Ideen und Vorstellungen *über* Familie und Familie, wie sie sich im alltäglichen Leben zeigt, unterscheiden.

Im Allgemeinen kann konstatiert werden, dass sich das Blickfeld in der Familienforschung erweitert hat. Die Tendenz geht weg vom normativen Familienbegriff, der sich am klassischen Kernfamilienmodell orientiert, hin zu einem offeneren, weiteren Familienbegriff. Der Fokus der

Forschung geht hin zum Alltag und zur Interaktion. Durch diesen neu gelegten Fokus weitet sich das Verständnis von Familie ganz von selbst: Sobald nicht mehr von vornherein die Aufgaben von Familie festgelegt werden, sondern auf die vielfältigen Praktiken geschaut wird und wenn nicht mehr vorab bestimmt wird, wer zur Familie zählt, sondern die Mitglieder eben durch die gemeinsamen Praktiken ersichtlich werden. Morgan (1996, 11) beschreibt Familie in seinem früheren Werk:

„ ‚Family‘ here represents a quality rather than a thing.“ (Morgan 1996, 186)

Als Qualität wird die Gesamtheit der charakteristischen Eigenschaften einer Sache verstanden. Diese Aussage umfasst erstens, dass Familie zu einem Eigenschaftswort wird und so unzählige Praktiken beschreiben kann. Und zweitens, dass Familie ein Merkmal unter vielen ist, mit dem wie mit einer Linse auf ein bestimmtes Phänomen geschaut werden kann (vgl. Morgan 2011, 5). Wird *die Familie* im Gegensatz dazu als ein Nomen verwendet, dann wird meistens von einem fixen, normativen Verständnis von Familie ausgegangen – wie es zum Beispiel in den ökonomischen Theorien der Fall ist. Morgan (1996; 2011) spricht von „notions of family“; Damit unterstreicht er nochmals, dass es keine einheitliche Auffassung von Familie gibt; Familie ist vielmehr eine Idee, nach der Menschen ihr Leben ausrichten und die in der sozialen Welt in den unterschiedlichsten Varianten vorkommt und mit nahezu allen Sphären des sozialen Lebens interferiert. Ausgehend von der praxeologischen Definition von Praktiken, die bereits weiter oben dargestellt wurde, gilt es nun herauszufinden, wie man familiäre Praktiken erkennt und was das „familiäre“ an einer Praktik sein kann.

Zur Identifikation familiärer Praktiken

Der Manchester Soziologe David H. J. Morgan führte mit seinem Werk „Family Connections“ (1996, Polity Press) die Idee der *Family Practices* in die Familienforschung ein. In seiner nachfolgenden Veröffentlichung, „Rethinking Family Practices“ (Morgan 2011, Palgrave), arbeitete er den Begriff weiter aus, der ihm zufolge auf dem Praxis-Begriff von Pierre Bourdieu beruht, aber auch noch andere Einflüsse in sich verbindet, wie die Ethnomethodologie oder feministische Theorien (Morgan 2011, 16f). Er nennt fünf grundlegende Merkmale zur Erklärung, wie er selbst den Begriff „Praktiken“ verwendet (Morgan 1996, 188f; 2011, 5ff):

Linking the perspective of the Observer: Praktiken können erstens als Verbindungsglieder zwischen der Perspektive der AkteurInnen und der Perspektive der ForscherInnen fungieren. Es ist forschungsimmanent, dass sich die Betrachtungsweisen der ForscherInnen von den

Anschauungen der Forschungssubjekte unterscheiden. Wenn Forschung einen Teil der sozialen Welt zu beschreiben versucht, begibt sie sich auf eine Meta-Ebene. Eine Ebene, die sich vom Handlungszusammenhang, in dem sich die aktuell Handelnden befinden, ablöst. In der Konsequenz kann es sein, dass die AkteurInnen, die sich im Handeln befinden, zu einem ganz anderen Schluss kommen. Nicht immer kann es die Lösung sein, so Morgan (1996, 189), sich ausschließlich an die Perspektiven der AkteurInnen zu halten. Vielmehr soll man sich der Kontroversen bewusst sein und anstatt absolute sozialwissenschaftliche Kategorien herzustellen, soll eine Verbindung der Ansichten der BeobachterInnen und der AkteurInnen geschaffen werden (vgl. Morgan 1996, 188f).

A sense of fluidity: Aber nicht nur eine zwischen Theorie und Empirie differierende Situationsbeschreibungen, sondern auch verschiedene Kategorisierungen von ein und derselben Praktik sind möglich. So kann das Füttern des Kindes eine familiäre Praktik, genauso wie eine Praktik des Konsums (Welches Produkt wird gekauft?) oder eine Gender-Praktik (Welcher Elternteil gibt dem Kind die Nahrung?) sein. Alle Deutungen können gültig sein und gleichzeitig nebeneinander bestehen. Je nachdem von welchem Blickwinkel das Phänomen betrachtet wird, überschneiden sich oder fließen die Deutungen einer Praktik ineinander (vgl. Morgan 1996, 189).

A sense of the active: Der Begriff der Praktiken beinhaltet zweitens eine Art von Aktivität. Im Gegensatz zu statischen Theorien, die die Struktur von Familie oder die Aufgaben von Familienmitgliedern definieren, sind ‚practices‘ beweglich, aktiv bzw. *tätig*.

„*Individuals can be seen as ‘doing’ family.*“ (Morgan 2011, 5; Hervorh. im Orig.)

A sense of everyday und *A sense of regular:* Praktiken sind etwas Alltägliches, wie der Alltag kehren sie immer wieder – gerade die etlichen Wiederholungen und ihre Regelmäßigkeit machen sie aus. Wie beim englischen Verb *to practice* festigt regelmäßiges Üben den Ablauf. Ihre besondere Bedeutung bekommen sie durch die Einbettung in einen größeren Bedeutungszusammenhang (vgl. Morgan 1996, 190).

A linking of history and biography: Morgan sieht im Begriff der Praktiken eine Verschmelzung von Geschichte und Biographie. Praktiken sind einerseits historisch gewachsen und andererseits durch die alltägliche Durchführung des Individuums geprägt. Ihr Ursprung liegt irgendwo in der Geschichte und doch werden sie tagtäglich aufs Neue angewandt und verändert, ähnlich dem Gedanken in Bourdieus *Theorie der Praxis* (1979) zu Handlung und Struktur. In den Praktiken

liegen sowohl individuelle als auch gesellschaftliche Vorstellungen, wie etwa eine bestimmte Aktivität durchzuführen ist (vgl. Morgan 1996, 190).

Praktiken sind das, was die Handelnden *tun*, aber auch das, was BeobachterInnen die Handelnden tun *sehen*. Praktiken strukturieren das Handeln. Sie sind eine historisch gewachsene Art, etwas zu tun und Handeln strukturiert Praktiken, denn sie werden in der Anwendung produziert und aktualisiert. Praktiken sind im Gewöhnlichen zu finden, erhalten aber ihre Besonderheit durch die spezifische Rahmung, die ihnen der/die ForscherIn verleiht. Morgan geht von zwei zentralen Schwierigkeiten bei der Identifizierung von familiären Praktiken aus: Erstens, was ist der Unterschied zu anderen, nicht-familiären Praktiken? Zweitens, wer definiert, welche Personen als Familienmitglieder zählen? Familiäre Praktiken drehen sich um Angelegenheiten, die in erster Linie mit Familie in Zusammenhang gebracht werden, wie Ehe – Hochzeit, Elternschaft – Geburt und Verwandtschaft. Familiäre Angelegenheiten haben mit Beziehung zu tun: Sie setzen Individuen in eine Art (intimer) Beziehung zueinander. Familiäre Praktiken, die in so einer Beziehung ausgeübt werden, stehen immer in irgendeiner Relation zu einem anderen Familienmitglied (vgl. Morgan 2011, 10). Das Beziehungs-Handeln im Kontext von familiären Angelegenheiten lässt ein Gefühl von *familiär* entstehen und dieses familiäre Gefühl wirkt auf die Handlung und die Handelnden zurück. Darüber hinaus haben die Agierenden selbst die Empfindung, dass sich Handlungen im familiären Kontext von Handlungen in anderen Kontexten unterscheiden (vgl. Morgan 2011, 10f).

Der *Family Practices* Ansatz kann nach meinem Verständnis Theorie, Methode *und* Forschungshaltung sein: Als Theorie beinhaltet der praxeologische Blick theoretische Annahmen, wie beispielsweise, dass sich Familie in ihren Praktiken zeigt. Als Methode bietet der praxeologische Blick eine Art Strategie, wie ein Forschungsvorhaben umgesetzt werden kann: zum Beispiel durch die Betrachtung der Praktiken. Und als Forschungshaltung forciert die Betrachtung der Praktiken von Familie eine starke Orientierung der ForscherInnen an der Empirie: Sie befinden sich nah am Feld, und lassen sich von dem leiten, was sich zeigt. Die praxeologische Haltung ist meines Erachtens gekennzeichnet durch Offenheit gegenüber Familie und dem Familiären und durch Wertschätzung gegenüber den Forschungssubjekten. Der *Family Practices* Ansatz vertritt die praxistheoretische Auffassung, dass Familie durch das Tun, durch im Alltag eingeübte Praktiken entsteht und sichtbar wird. Er ist für die vorliegende Forschung interessant, weil diese sich auf die Herstellungspraktiken von Pflegefamilie konzentriert und mithilfe des Ansatzes auf den Alltag und die Praktiken fokussiert bleibt. Morgans *Family Practices* gibt der Masterarbeit einen Rahmen und leitet zugleich die Forschungstätigkeit an:

Morgan gibt Unterstützung, wie familiäre Praktiken identifiziert werden können, bleibt aber dabei insofern vage, als dass er keine absolute Deutung einer Praktik festlegt, sondern dem Kontext und der Interpretation des Forschers/ der Forscherin unterordnet. Der Ansatz wird als in der vorliegenden Arbeit folglich als Theorie, Methode und Forschungshaltung dingbar gemacht. In den nachfolgenden praxistheoretischen Forschungen werden die Erläuterungen des Konzepts der familiären Praktiken konkreter.

2.3. Diskussion praxistheoretischer Forschung und Konzepte der Familiensoziologie

Jeder Mensch hat zumindest irgendeine Erfahrung mit Familie, selbst die Deprivation von Familie ist eine Erfahrung, und man ist umgeben von Familien und den damit verbundenen Ideen, wie Solidarität, Gemeinschaft, Beziehung, zusammenleben, lieben, streiten, Feste feiern und trauern. Familie spielt eine wichtige Rolle im Leben des Individuums und interferiert in ganz vielen Bereichen; kaum ein Bereich des persönlichen Lebens ist ohne Familie denkbar: Paarbeziehung, Eltern-Kind Beziehung, Verwandtschaftsbeziehung, Geschwisterbeziehung, Generationenbeziehung. Darum ist Familie wahrscheinlich auch ein schwer zu fassendes Phänomen – selbst das Wort Phänomen wirkt unpassend, weil Familie so etwas Normales, Alltägliches ist. Die Soziologie befasst sich dennoch oder gerade deshalb damit.

Die Soziologie der Familie unterteilt Familie in Teilbereiche, je nach Perspektive – strukturell-rationalistische, empirisch-sozialstrukturelle oder interpretativ-konstruktivistische – die eingenommen wird³. Der eingenommene Blickwinkel entscheidet darüber, welche Konzepte und Theorien das Fundament der Forschung bilden: So wird in der strukturfunktionalistischen Theorie in der Definition nach Talcott Parsons (1956) Familie als gesellschaftliches Teilsystem betrachtet und ihre Struktur und ihre Funktionen rücken in den Fokus. In der empirisch-sozialstrukturellen Perspektive geht es um die empirische Vielfalt von Familienformen, um ihre Beziehungsstrukturen und Netzwerke. Der Familienbegriff ist insofern dynamischer als im Strukturfunktionalismus, als dass er die Reduktion der Familie auf eine Haushalts- und Solidargemeinschaft verzichtet und die Erscheinungsformen und den Wandel von Familie in der modernen Praxis berücksichtigt, wie beispielsweise in der Individualisierungsthese von Ulrich

3 Diese sinnvolle Einteilung von der soziologischen Familienforschung geht auf die Vorlesung „Familiensoziologie: Multigenerationale Familien und Soziologie des privaten Lebens“ von Univ.-Prof Dr. Rudolf Richter zurück, die im WS 2013 an der Universität Wien abgehalten wurde.

Beck (1986) erkennbar wird. Der interpretativ-konstruktivistische Blickwinkel auf Familie basiert auf der, dem symbolischen Interaktionismus (Blumer 1978, Mead 1934) inne liegenden, Vorstellung von menschlichem Handeln und Bedeutung. Der Fokus liegt auf Alltag und Interaktionen, den vielfältigen Praktiken von Familien und wie dabei Bedeutung konstruiert wird. Hier kommen Konzepte zum Tragen, die auch für die vorliegende Arbeit von Bedeutung sind. Beispielsweise *Family Practices*, die bereits weiter oben diskutiert wurden und weitere, die im Folgenden vorgestellt werden: *Doing Family*, *Displaying Family*, *Doing Kinship* bzw. *Creating Kinship*. Die einführende Kritik Kerry Dalys (2003) an der Theoretisierung von Familie, soll die Bedeutung des interaktionstheoretischen Blicks und die Beachtung von Praktiken nochmals hervorheben. In seinem Artikel „Family Theory Versus Theories Families Live By“ kritisiert Daly Familienforschung, die wissenschaftliche Theorien *über* Familien produziert, anstatt den Theorien *von* Familien Aufmerksamkeit zu schenken, die ihr alltägliches Handeln prägen. Es werden normative Familienbilder geschaffen, die an Familien und ihren impliziten Theorien, nach denen sie leben, vorbeigehen:

„*Implicit theories* [that families live by, Anm. d. Verf.] *are the inherited practices, codes, beliefs, and traditions that shape what families do on a daily basis but that are often hidden from view.*“ (Daly 2003, 771)

Um diese gelebten, jedoch latenten Theorien aufzuspüren, werden aus der Kunsttheorie entlehnte Begriffe der „positive“ bzw. „negative spaces“ eingeführt. In den Theorien über Familie überwiegt die Betrachtung der *positive spaces*: eine Metapher für alle jene Bereiche, die sich den ForscherInnen offensichtlich erkennbar zeigen, weil wir aus Gewöhnung bestimmte Muster eher als andere erkennen. Wenn Familie aus einem theoretischen Standpunkt betrachtet wird, beschäftigen sich ForscherInnen mit den Themen Vaterschaft, Scheidung, Berufstätigkeit der Eltern und ähnlichem mehr. *Negative spaces* hingegen, wie Emotionen, Spiritualität, Mythen, Konsum, Zeit und Raum werden oft vergessen oder als unzugängliche, der Psychologie angegliederte Themen abgetan. Das Gefühl der Liebe, religiöse Feierlichkeiten, Familiensagen und Traditionen, Konsumgüter wie Lebensmittel und Spielsachen, Technologie oder das Zuhause – die Liste der zu wenig beachteten Dinge ließe sich weiter führen – gestalten maßgeblich den Alltag und die Erfahrungen von Familien. Familiensagen, die über Generationen tradiert werden, sind beispielsweise im besonderen Maße identitätsstiftend. Aber *negative spaces* werden erst sichtbar, wenn auf familiäre Praktiken geachtet wird und Familie als etwas sozial Konstruiertes wahrgenommen wird (Daly 2003, 771ff). Die Kritik und der Lösungsansatz Dalys werden auch in der vorliegenden Arbeit Eingang finden. Bereits bei der Erhebung und Auswertung, sowie

dann bei der Diskussion der Ergebnisse, werden *negative spaces* beachtet, davon ausgehend, dass diese eine ebenso große Rolle bei Pflegefamilien spielen, wie bei allen anderen familiären Formen des Zusammenlebens. Um besser zu verstehen, was Familie ausmacht, sollen keine *elitären* Theorien produziert werden, sondern die Theorien herausgefiltert werden, die sozusagen zwischen den Zeilen des täglichen Lebens von Familie schon vorhanden sind. Die folgenden Konzepte werden einerseits mit ihren wichtigsten Punkten vorgestellt und andererseits auf ihre Brauchbarkeit für die Forschung der vorliegenden Arbeit geprüft.

Doing Family und Familie als Herstellungsleistung

„Familie als Herstellungsleistung fokussiert zum einen auf die Prozesse, in denen im alltäglichen und biographischen Handeln Familie als gemeinschaftliches Ganzes permanent neu hergestellt wird (,Doing Family'), zum anderen auf die konkreten Praktiken und Gestaltungsleistungen der Familienmitglieder, um Familie im Alltag lebbar zu machen.“ (Schier/ Jurczyk 2007, 10)

Zur Konzeption von „Doing Family“ nehmen die Wissenschaftlerinnen Schier und Jurczyk am ‚Doing Gender‘ (West/ Zimmermann 1987) Anleihe, welches besagt, dass Geschlecht performativ hergestellt wird. *Doing Family* kann, analog zu *Doing Gender*, als die

„Herstellung von Familie als zusammengehörige Gruppe, ihre Selbstdefinition und Inszenierung als solche, [...] [verstanden werden, die] von praktischen und symbolischen Verschränkungsleistungen individueller Lebensführung im Kontext von Familie getragen wird.“ (Schier/ Jurczyk 2007, 10)

Familie *existiert* nicht einfach, sondern wird im alltäglichen Handeln *performativ* als Gemeinschaft hergestellt. Familien stehen in Zeiten der Entgrenzung der Erwerbsarbeit vor der Schwierigkeit, der Familie genügend Zeit und Ressourcen anzuberaumen und die gemeinsame Zeit dann auch sinnvoll zu nutzen (vgl. Schier/ Jurczyk 2007, 11). Im Postfordismus, so die These der Autorinnen, nimmt die Arbeit viel Platz ein und Familienleben und Erwerbstätigkeit überschneiden sich immer mehr. Dazu kommen vielfältige Gestaltungsmöglichkeiten (familiären) Zusammenlebens: Scheidungsfamilien, Patchworkfamilien, Regenbogenfamilien, AlleinerzieherInnen. Durch die genannten gesellschaftlichen Veränderungen und Entwicklungen kann sich Familie nicht mehr einfach so nebenbei ereignen, sondern es muss aktiv Gelegenheit dazu geschaffen werden. Entgegen der Annahme von Familie als ‚naturegegebene Ressource‘, also dass sich Familienleben im Alltag beiläufig, ohne besonderes Zutun abspielt, wird Familie

als Herstellungsleistung zur „voraussetzungsvollen Aktivität“. Die Leistung besteht darin, dass Familienleben geplant und aktiv gestaltet werden muss, dass neue Praktiken erschaffen werden, wenn alte nicht mehr funktionieren. Es geht hier um konkrete Raum-Zeit Gestaltungsleistungen, die die Aufrechterhaltung von Familie gewährleisten. Für die Fragestellung der vorliegenden Arbeit ist der Ansatz von Bedeutung, weil er Familienmitglieder zu AkteurInnen macht und ihr Handeln in die Forschung Eingang findet.

Der Aspekt, dass Familie zu voraussetzungsvollen Aktivität wird, kann im Feld der Pflegefamilien Bedeutung erlangen, da Familie mit einem Kind hergestellt werden muss, das einerseits fremd ist und andererseits in Beziehung zu einer zweiten Familie steht. Familie als Herstellungsleistung muss demnach adaptiert werden: Der Fokus geht weg von den Schwierigkeiten hinsichtlich der knappen Zeitressourcen durch diverse Entgrenzungen, hin zu den Herausforderungen, die durch das Vorhandensein einer zweiten Familie, durch die Belastungen, die das Kind mitbringt oder durch seine relative Fremdheit, entstehen. Das *Doing Family* berücksichtigt die vielfältigen Praktiken im familialen Alltag, untersucht aber auch, warum Familie hergestellt werden muss – eine Frage, der in der Darstellung des folgenden Konzepts vertieft nachgegangen wird.

Displaying Families and Tools of Display

Die Soziologin Janet Finch etablierte, basierend auf Morgans *Family Practices*, eine weitere Spielart der praxeologischen Familienforschung, das ‚Displaying Families‘: „families need to be displayed as well as done“ (Finch 2007, 66). Das setzt erstens voraus, dass Familie per se sozial ist, denn sie braucht ein Gegenüber, um als solche erkannt zu werden. Die soziale Natur von Familie besagt, dass *familiäres Tun* sowohl von den Familienmitgliedern als auch von relevanten Anderen als „carrying meaning associated with ‚family‘“ (ebd., 67) verstanden und bestätigt werden müssen, um Geltung zu haben. Und zweitens, dass Praktiken innerhalb einer Familie Bedeutung tragen, und diese Bedeutungen übermittelt werden müssen. Familien führen bestimmte Aktivitäten durch, um sich selbst und ihrer Umwelt zu vermitteln, dass es sich *hier* um eine familiäre Beziehung handelt. Es ist vor allem deshalb wichtig zu zeigen, dass man Familie ist, weil es längst nicht mehr offensichtlich ist, so die Autorin. Familie präsentiert sich mitunter losgelöst von den Indikatoren wie Abstammung, Zusammenleben in Kernfamilien oder in einem Haushalt. Was Familie ist und wer dazugehört, ist sehr fluide. Gerade weil Familie nicht mehr mit Haushaltsgemeinschaft gleichgesetzt werden kann, muss sie aktiv demonstriert

werden, so Finch (2007, 69). Und darüber muss die Qualität der Beziehung demonstriert werden: Es geht nicht so sehr um die Quantität, wer zur Familiengruppe dazuzuzählen ist, sondern eher um die Frage nach der Qualität – „the character of the relationship“ – die Ausgestaltung einer Beziehung, sodass sie von den Beteiligten (und dem Gegenüber) als familiär definiert wird.

Finchs Ansatz kann auch in der Forschung mit Pflegefamilien relevant werden: In dieser Familien-Konstellation *fehlen* die für Familien normativen Faktoren Geburt oder Abstammung und es ist durchaus vorstellbar, dass versucht wird, diesen *Mangel* durch das Zurschaustellen von Familie auszugleichen. Aber nicht nur bei Familienformen abseits der Norm-Familie ist *displaying* notwendig – Finch spricht von einer Unterscheidung der Intensität, wie sehr dargestellt werden muss. Je weniger sich Familie der Umwelt zu erkennen gibt, desto mehr muss sie durch bestimmte Aktivitäten die familiäre Beziehung anzeigen. Finch (2007, 72) nennt zum Beispiel getrennt lebende Eltern. Gemäß des Forschungsschwerpunktes könnten an dieser Stelle als hypothetisches Beispiel Pflegefamilien hinzugefügt werden, die durch das Vorhandensein einer zweiten Familie, der Herkunftsfamilie gekennzeichnet sind. Ein Beispiel für die Zurschaustellung können unter anderem Fotos an den Wänden des familiären Zuhauses sein, denn dadurch wird die Verbundenheit zwischen den Personen angezeigt (Finch 2007, 77). In der Pflegefamilie werden Objekte erstellt, wie beispielsweise Fotoalben oder Fotobücher, die die Geschichte repräsentieren, in denen das Erlebte bildlich festgehalten wurde. Diese „tools of display“ können unter anderem die Familiengeschichte(n) greifbarer machen (Finch 2007 in Jones/ Hackett 2010, 47). In den Beobachtungen der Pflegefamilien wird den Objekten besondere Aufmerksamkeit geschenkt: Was können sie über die Pflegefamilie mitteilen? Und im Hinblick auf die Anwesenheit einer Forscherin in der Familie und der Beobachtungssituation, der Teilnahme beim gemeinsamen Essen, stellt sich die Frage, ob diese spezifische familiäre Praktik zum „Displaying Family“ wird.

Doing Kinship & Creating Kinship

Ein weiterer interessanter Punkt, den Finch in Zusammenarbeit mit Jennifer Mason (2000) hervorhebt, betrifft die Verwandtschaft: Wie das Begriffspaar „Doing Kinship“ impliziert, entsteht Verwandtschaft durch gemeinsame Praktiken. Darauf aufbauend besprechen Jennifer Mason und Becky Tipper (2008) im Artikel „Being related: How children define and create kinship“, dass gerade Kinder einen kreativen Umgang mit verwandtschaftlichen Beziehungen und deren Bezeichnungen pflegen. Eine genauere Betrachtung ihrer Forschungsergebnisse,

gerade hinsichtlich der Ermangelung eines Verwandtschaftsverhältnisses im biologisch-genetischen Sinn, wie es bei Pflegefamilien der Fall ist, erscheint sinnvoll. Nach Ribbens McCarthy und Edwards (2011) hat kinship zwei Dimensionen:

„[it] refers to formal systems of relationships with regard to alliances of marriage and lines of descent. More recently, it is also used to refer to broad family connections in contemporary developed societies.“ (Ribbens McCarthy/ Edwards 2011, 126)

Verwandtschaft (,kinship‘) ist ein formalisiertes System von Beziehungen, welches durch Heirat und Abstammung geregelt ist. Verwandtschaft ist also ein Konstrukt, aus dem viele Institutionen und Strukturen des Zusammenlebens hervorgehen, bspw. die Vererbung von Gütern, aber auch von Status; Gesetze, die auf einer Auffassung von Verwandtschaft beruhen, regeln, welche Pflichten und Rechte damit verbunden sind und welche Gefühle innerhalb eines Verwandtschaftsverhältnisses gelebt werden sollen. Was zählt, so die Autorinnen, ist die soziale Bedeutung, die der biologischen Verbindung in verschiedenen Kulturen gegeben wird. In den westlichen Kulturen wird der biologischen Abstammung mehr Bedeutung zuteil als anderen Arten der Verwandtschaft.

Die Autorinnen Mason und Tipper fanden in ihrer Forschung heraus, dass die kindliche Wahrnehmung von Verwandtschaft und der kindliche Umgang mit Abstammung von Kreativität bestimmt sind. In der alltäglichen Praxis nimmt Verwandtschaft einen weiten Bedeutungshorizont an und geht über die biologisch-genetische, formale Definition hinaus. Die Autorinnen verzichten auf die enge Definition von Verwandtschaft und lassen die Kinder selbst bestimmen, wen sie als zur Familie gehörend *einschätzen* (,reckoning‘) (Mason/ Tipper 2008). Die Kinder der Studie kennen durchaus den Unterschied zwischen *echten* (,proper‘) und *verwandtschaftsartigen* (,family-like‘) Beziehungen. Die *echten* Verwandten werden auch von offizieller Seite anerkannt und gelten als fixiert und permanent (Mason/ Tipper 2008, 445). Durch verwandtschaftliche Bezeichnungen, wie Tante/ Onkel bzw. Oma/ Opa wird die Nähe der Beziehung angezeigt – selbst wenn es sich nicht um eine biologische Verwandtschaft handelt. Durch die Benennung mit einer engen Verwandtschaftsbezeichnung wird eine größere Nähe hergestellt. Gerne wird auch auf Präfixe wie Stief- und Halb- verzichtet, wenn das Kind die Beziehung nah und vertrauensvoll erlebt. Regelmäßigkeit, Dauer und Sympathie sind ausschlaggebend dafür, ob eine Person als neuer Partner der Tante oder als neue Partnerin des Opas mit der entsprechenden Bezeichnung in den Kreis der Familie aufgenommen wird. Auch das Alter der Person ist relevant: Kinder tendieren dazu, Altersgenossen eher genealogische Bezeichnungen zu geben als Älteren oder Jüngeren (Mason/ Tipper 2008, 451). Wie oben bereits

angedeutet kann die Erkenntnis, dass Verwandtschaft auch durch Bezeichnungen generiert werden kann, für die Forschung mit Pflegefamilien von Bedeutung sein. Wie benennen die Pflegekinder die Pflegeeltern und wie benennen sie ihre leiblichen Eltern? Wer wird als Bruder bzw. Schwester gezählt? Wie werden die Großeltern benannt? Auch Jones und Hackett (2010) haben sich mit „kinship“ im Rahmen ihrer weiter unten vorgestellten Studie zu Adoptivfamilien beschäftigt. Gerade bei der Betrachtung von Adoptivfamilien, so die Autoren, werden die Unterscheidung von fiktiver oder realer Verwandtschaft, sowie die Vorherrschaft von biologischer Verwandtschaft, in Frage gestellt (vgl. Jones/ Hackett 2010, 42ff). Die biologische Verwandtschaftsbeziehung habe einen höheren Stellenwert in der westlichen Gesellschaft als andere Arten von Beziehungen, die gerne als quasi- oder fiktive Verwandtschaft *geringgeschätzt* werden (vgl. Jones/ Hackett 2010, 47). Folgend wird ihre Forschungsarbeit vorgestellt, da sie für das vorliegende Forschungsvorhaben beispielgebende Überlegungen anstellen.

„Family Practices“ und „Displaying Family“ als analytic tools in Anwendung

Chris Jones und Simon Hackett (2010) führten mit den Adoptiveltern narrative Interviews und werteten diese hinsichtlich der zwei theoretischen Ansätze von *Family Practices* und *Displaying Family* aus. Sie gingen der Frage nach, wie der Prozess der Beziehungsherstellung in einer Adoptivfamilie im Kontext der neuen Offenheit im Umgang mit Adoption abläuft. Die zwei übergeordneten Kategorien sind erstens die Herstellung und Aufrechterhaltung der Beziehung innerhalb der Adoptivfamilie, sowie zweitens die Beibehaltung der Beziehung zur Herkunftsfamilie. Bei der ersten Kategorie nannten die Adoptiveltern vor allem kleinere und größere familiäre Aktivitäten, die sich etablierten und dabei halfen, eine familiäre Identität aufzubauen. Zudem wurde die Wichtigkeit betont, als Familie geteilte Geschichte(n), stories und history, zu haben. Diese Erzählungen stellen gemeinsame Geschichte her und können zum Beispiel mittel Fotoalben materialisiert werden. Drittens müssen Adoptivfamilien ständig gegen die als vorherrschend wahrgenommenen Hegemonie der biologischen Verwandtschaft ankämpfen und sich ihre Berechtigung als „fiktive“ Verwandtschaft von der Gesellschaft holen (vgl. Jones/ Hackett 2010, 40ff).

Ein weiteres Ergebnis waren die Praktiken des „telling“ und „talking“, also die Aufklärung über den Adoptivstatus und das Gespräch darüber, die zum regelmäßigen Ablauf des Familienalltags in Adoptivfamilien gehören. Bei den Adoptivkindern gibt es ein unterschiedliches Bedürfnis nach Information und Gespräch, so ein Ergebnis der Forschung (vgl. Jones/ Hackett 2010, 48).

Aber auch wenn der Kontakt zur Herkunftsfamilie gering bis gar nicht vorhanden ist, so wurde dennoch mit den Kindern über die Herkunftsfamilie gesprochen, soweit Informationen vorhanden waren. Durch unregelmäßigen Kontakt ist es schwer, eine bedeutungsvolle familiäre Beziehung aufrechtzuerhalten:

„Without relationship, contact loses meaning and without contact, the relationship becomes fragile.“ (Jones/Hackett 2010, 54)

Die beschriebenen Praktiken können auch für Pflegefamilien bedeutungsvoll sein: Durch zwei pflegefamilien-spezifische Aspekte kann dem *telling* und *talking* darüber hinaus eine weitere Lesart zuteil werden. Es kann davon ausgegangen werden, dass sich Pflegefamilie häufig und regelmäßig mit der Herkunftsfamilie des Pflegekindes auseinandersetzt. Zum einen gibt es die Verpflichtung zu den regelmäßigen, manchmal sogar monatlichen Besuchskontakten, denn Kinder und Eltern haben ein Anrecht auf Kontakt miteinander. Zum anderen ist ein gutes Auskommen zwischen Pflegeeltern und Herkunftsfamilie ausdrücklich erforderlich und im Sinne einer positiven kindlichen Entwicklung (vgl. Magistratsabteilung 11, www.wien.gv.at). Inwiefern sich der regelmäßige und verpflichtende Kontakte zwischen Pflegekind und leiblichen Eltern auf die Beziehungsqualität auswirkt, wird sich in der Empirie zeigen.

Die hier diskutierten Untersuchungen und Konzepte der aktuellen Familienforschung fließen in der vorliegenden Arbeit hauptsächlich bei der Darstellung der eigenen Resultate ein. Im Ergebniskapitel werden die Ergebnisse der eigenen Forschungstätigkeit mit den Ideen und Erkenntnissen früherer Forschungen verknüpft. Die Daten wurden bewusst so weit wie möglich ohne Einfluss anderer Forschungen erhoben und ausgewertet. Gemäß der Grounded Theory nach Charmaz (2006, 168f) werden Theorien und Konzepte anderer relevanter Forschungen erst in einem fortgeschrittenen Stadium der Datenanalyse hinzugezogen, unter anderem bei der Aufbereitung der Ergebnisse für die Präsentation derselbigen. Mittels früherer Studien werden die eigenen Ergebnisse hinsichtlich ihrer Anschlussfähigkeit und Relevanz eingeschätzt und meine Forschung in einen größeren wissenschaftlichen Kontext gestellt.

2.4. Juristische Aspekte zu Pflegefamilien

Die rechtlichen Aspekte rund um die Aufnahme eines Pflegekindes bestimmen das Leben der Pflegefamilien maßgeblich mit. Im Folgenden soll Aufschluss darüber geben werden, was in Österreich formal unter Pflegschaft zu verstehen ist und wie dieses Beziehungsverhältnis

rechtlich geregelt ist, welche Rechte und Pflichten die einzelnen Parteien besitzen und welche monetären und sonstigen Unterstützungen zur Verfügung gestellt werden.

Die Versorgung von Minderjährigen ist in Österreich rechtlich folgendermaßen sichergestellt. Der österreichische Gesetzgeber unterteilt die Obsorge in drei Bereiche – Pflege und Erziehung, Vermögensverwaltung und gesetzliche Vertretung (§ 158 ABGB) – die von den Obsorgeberechtigten verpflichtend zu gewährleisten sind. Paragraph §160 des ABGB beschreibt, was Pflege und Erziehung der Minderjährigen umfassen soll:

„die Wahrnehmung des körperlichen Wohles und der Gesundheit sowie die unmittelbare Aufsicht, die Erziehung besonders die Entfaltung der körperlichen, geistigen, seelischen und sittlichen Kräfte, die Förderung der Anlagen, Fähigkeiten, Neigungen und Entwicklungsmöglichkeiten des Kindes sowie dessen Ausbildung in Schule und Beruf.“

Die gesetzliche Vertretung ist im Paragraph §167 ABGB geregelt, welcher besagt, dass mindestens ein Elternteil die Vertretung übernimmt; mit Ausnahme einiger Fälle, wie zum Beispiel bei Namensänderungen, der Übergabe in fremde Pflege oder bei Vermögensangelegenheiten, in denen die Zustimmung des zweiten Elternteils oder des Gerichts benötigt wird. Das Vermögen des Kindes ist zu seinem Wohle zu verwalten (§164 ABGB).

Kommen MitarbeiterInnen der zuständigen Behörden, zum Beispiel SozialarbeiterInnen des Amtes für Jugend und Familie, zur Einschätzung, dass Eltern diesen Verpflichtungen nicht oder ungenügend nachkommen, sei es durch Tod, Erkrankung oder sonstigem Unvermögen, so müssen sie Maßnahmen zum Schutz des Kindeswohls setzen. Grundsätzlich sind die zuständigen SozialarbeiterInnen dazu angehalten die gelindeste noch zum Ziel führende Maßnahme zur Unterstützung der leiblichen Eltern einzusetzen. Bei leichteren Fällen von Kindeswohlgefährdung ist das gelindere Mittel die ‚Unterstützung der Erziehung‘ (§ 26 B-KJHG). Das ist eine Vereinbarung zwischen den Eltern und der fallführenden Sozialarbeiterin bzw. dem fallführenden Sozialarbeiter, beispielsweise über das regelmäßige Aufsuchen einer Therapie oder einer Elternberatung. Gelangen die SozialarbeiterInnen zur Auffassung, dass auf Grund einer Gefährdung des Kindeswohls eine ‚Volle Erziehung‘ (§ 26 B-KJHG) angebracht ist, so kann das Gericht per Gesetz (§ 181 Art. 1 ABGB) die Obsorge zum Teil oder zur Gänze und für eine gewisse Dauer entziehen.

„Gefährden die Eltern durch ihr Verhalten das Wohl des minderjährigen Kindes, so hat das Gericht, von wem immer es angerufen wird, die zur Sicherung des Wohles des Kindes nötigen Verfügungen zu treffen. Besonders darf das Gericht die Obsorge für das Kind

ganz oder teilweise, auch gesetzlich vorgesehene Einwilligungs- und Zustimmungsrechte, entziehen. Im Einzelfall kann das Gericht auch eine gesetzlich erforderliche Einwilligung oder Zustimmung ersetzen, wenn keine gerechtfertigten Gründe für die Weigerung vorliegen.“

Demnach ist die Zustimmung der Eltern zur Entziehung oder Einschränkung der Obsorge nicht erforderlich. Die (teilweise) Obsorge erhält in diesem Fall der zuständige Jugendwohlfahrtsträger. Es kann entweder die Pflege inklusive der gesetzliche Vertretung oder die Vermögensverwaltung inklusive der gesetzlichen Vertretung oder nur die gesetzliche Vertretung entzogen werden (§ 181 Art. 2f ABGB). Nach Paragraph § 18 Art. 1 des B-KJHG sind Pflegekinder:

„Kinder und Jugendliche, die von anderen als den Eltern oder sonstigen mit Pflege und Erziehung betrauten Personen nicht nur vorübergehend gepflegt und erzogen werden.“

Die Übernahme der Pflege und Erziehung durch dafür geeignete Personen bietet die Möglichkeit, das Recht des Kindes auf Fürsorge sicherzustellen. Bevor Pflegeeltern eingesetzt werden, wird im verwandtschaftlichen Umfeld des Kindes nach geeigneten Personen gesucht (anderer Elternteil, Großeltern). Eine Fremdunterbringung des Kindes in einer sozialpädagogischen Einrichtung ist ebenso möglich. Der Unterschied zwischen Adoption und Pflege besteht in der Übertragung der oben besprochenen Pflichten und Rechte (Pflege und Erziehung, Vermögensverwaltung, gesetzliche Vertretung) gegenüber dem Kind. Bei Adoption werden alle Bestandteile der Obsorge an die Adoptiveltern übertragen und die Eltern müssen der Freigabe des Kindes zur Adoption zustimmen. Bei der Pflege wird nur Pflege und Erziehung an die Pflegeeltern übertragen, die anderen Teile der Obsorge bleiben beim Jugendamt oder bei den leiblichen Eltern.

Nach Paragraph §184 ABGB sind Pflegeeltern:

„Personen, die die Pflege und Erziehung des Kindes ganz oder teilweise besorgen und zu denen eine dem Verhältnis zwischen leiblichen Eltern und Kindern nahe kommende Beziehung besteht oder hergestellt werden soll.“

Zwischen Pflegepersonen und Pflegekind soll eine Beziehung hergestellt werden, ähnlich der, die üblicherweise zwischen Eltern und Kind vorhanden ist. Es können prinzipiell sowohl Ehepaare, als auch Einzelpersonen oder in (gleichgeschlechtlicher) Partnerschaft lebende

Personen⁴ Pflegekinder aufnehmen – sofern sie von Gericht und Jugendwohlfahrtsträger als geeignet erachtet werden. Dabei wird auf die Gesundheit, die Erziehungseinstellung, Alter und Zuverlässigkeit, aber auch die Räumlichkeiten geachtet (§ 19 B-KJHG). Pflegeeltern haben Anspruch auf Pflegekindergeld, Kinderbetreuungsgeld, Familienbeihilfe und Pflegefreistellung. In Wien und manchen anderen Bundesländern gibt es die Möglichkeit, sich anstellen zu lassen: Durch die Anstellung werden zusätzliche Aufwendungen für Fortbildungen, die Dokumentation und Besprechungen entlohnt. Außerdem sind die angestellten Pflegepersonen umfassend versichert. Der Aufwand wird mit 20 Stunden im Monat anberaumt und etwas über der Geringfügigkeitsgrenze entlohnt (Magistratsabteilung 11, www.wien.gv.at; Verein Eltern für Kinder, www.efk.at). Ein 2015 erschienener Forschungsbericht des ÖIF erforschte aus juristischer und empirischer Sicht das Spannungsfeld, wenn Pflegeeltern einerseits ein familienähnliches Klima erzeugen sollen, durch die Anstellung aber gleichzeitig zu DienstleisterInnen werden; also ob und wie diese Tätigkeit überhaupt finanziell entlohnt werden können (vgl. Geserick/ Malzal/ Petric 2015). Den Ergebnissen zufolge wollen die Pflegeeltern keinen Gewinn generieren, sondern zumindest keine Schlechterstellung gegenüber Familien mit leiblichen Kindern erfahren. Und in rechtlicher Hinsicht wird nicht die Erziehungsleistung entlohnt, sondern der sozialpädagogische Mehraufwand (vgl. Geserick et. al. 2015, 128f).

Den leiblichen Eltern verbleibt das Recht auf Kontakt mit ihrem Kind. Dafür gibt es keine eigene rechtliche Regelung, sondern es ist im § 187 ABGB festgeschrieben, welches z.B. auch für geschiedene Elternpaare angewandt wird. Das Recht auf Kontakt wird üblicherweise als sogenannter Besuchskontakt einvernehmlich zwischen den Pflegeeltern und den leiblichen Eltern oder mit Hilfe des Gerichts vereinbart. Sie haben das Recht wichtige Ereignisse im Leben des Kindes zu erfahren und sich zu wichtigen Angelegenheiten zu äußern und ihre Zustimmung zu geben (§ 189 ABGB). Außerdem steht es ihnen frei, jederzeit einen Antrag auf Rückführung der Obsorge zu stellen, bzw. eine Aufhebung der pflegschaftsgerichtlichen Verfügung der Unterbringung des Kindes in einer Pflegefamilie anzustreben.

4 In Wien können seit 1990 gleichgeschlechtliche Paare Pflegekinder aufnehmen (www.wien.gv.at). Laut Forschungsbericht des ÖIF von 2013 ist das weiters in Oberösterreich, Tirol, Salzburg und der Steiermark möglich, für die anderen Bundesländer ist die Sachlage noch nicht zur Gänze geklärt (vgl. Geserick/ Malzal/ Petric 2015).

3. METHODEN

Im Methodenkapitel soll das methodische Vorgehen der Masterarbeit transparent und nachvollziehbar gemacht werden, beginnend mit einer Beschreibung des Feldzugangs (Kapitel 3.1). Danach wird das Vorgehen bei der Erhebung (Kapitel 3.2.) und bei der Auswertung (Kapitel 3.3) der Daten erläutert. Abschließend (Kapitel 3.4.) werden die mitwirkenden Pflegefamilien vorgestellt.

3.1. Der Weg ins Feld, die Kontaktherstellung und die Auswahl der Pflegefamilien

Die Chance zur Beobachtung hängt, neben anderen Restriktionen, „vom Ausmaß der sozialen Öffnung oder Schließung von Beobachtungsräumen“ ab (vgl. Lueger 2010, 48). Der Zugang zum Feld der Pflegefamilien gestaltete sich besonders herausfordernd, daher wird hier ausführlich geschildert, wie der Zutritt dennoch gelang.

Der Weg ins Feld wurde von einem Pflegevater geebnet, der aus meinem persönlichen Umfeld stammt. Auf Grund unseres Vertrauensverhältnisses und weil er auch in früheren Situationen als gut vernetzter Multiplikator fungierte, wandte ich mich mit meinem Forschungsvorhaben als erstes an ihn, um über ihn an interessierte Pflegeeltern zu gelangen. Zudem fanden erste Probeläufe zur Forschung in seiner Familie statt. Er sagte zu, sich bei den monatlichen Treffen einiger Pflegeeltern aus seinem Umfeld nach interessierten Personen zu erkundigen. Dadurch ergab sich die Teilnahme einer Familie, die weiter unten vorgestellt wird. Des Weiteren stellte jener Pflegevater Informationen über verschiedene mit Pflege und Adoption betraute Einrichtungen in Oberösterreich bereit. Unter anderem über die staatlich beauftragte gemeinnützige Einrichtung „Plan B“, die ebenfalls via Telefon und Mail um die konkrete Unterstützung gebeten wurden, das Forschungsvorhaben und das Ansuchen nach Pflegeeltern in ihrem E-Mail-Newsletter zu veröffentlichen. Leider ergaben sich daraus keine Kontakte; ebenso wenig wie über die Plattform „Eltern für Kinder Österreich“ (EfK) in Wien, die ich telefonisch kontaktierte. Beide Einrichtungen reagierten sensibel auf die Anfrage, der Schutz der Daten wurde mehrfach betont.

Fruchtbarer erwies sich die Kontaktaufnahme mit der Facebook-Gruppe „Pflegefamilien in Österreich“. Der geschlossenen Gruppe kann nur mit einem Nachweis über ein bestehendes

Pflegeverhältnis beigetreten werden, allerdings erklärte sich eine Teilnehmerin der Gruppe bereit, die Anfrage im Forum zu veröffentlichen. Drei Familien meldeten sich per Mail bzw. telefonisch und bekundeten ihr Interesse mitzumachen. Für die Pflegeeltern war vor allem die Anonymisierung der Daten wichtig und der Hinweis auf meine neutrale, offene Sicht als Forscherin auf den Begriff der Familie bildete eine Vertrauensbasis. Durch die erwähnten Schwierigkeiten beim Feldzugang kam es zu einer Sensibilisierung gegenüber der Ängste der Pflegeeltern. Das Forschungsvorhaben vermittelte bei einigen Pflegeeltern den Eindruck, dass erwartet wird, bei Pflegefamilien etwas Besonderes, Unnatürliches vorzufinden. Es wurde kritisiert, dass der Wunsch, die Familien im Alltag zu beobachten, bedeutet, dass Pflegefamilien nicht als normale Familie betrachtet werden. Eine andere Pflegemutter befürchtete, dass ihre elterlichen Fähigkeiten durch mich als Forscherin bewertet werden.

Es wurde versucht diesen Ängsten entgegenzuwirken, indem bei der Vorstellung des Forschungsvorhabens die eigene, handlungsorientierte Sicht auf Familie erläutert und die Faszination für das Forschungsfeld Familie, wie das Zusammenleben in dieser aussieht, was im Alltag passiert, was getan wird, hervorgehoben wurde. Auf Aspekte hinsichtlich der Pflegesituation wurde dann eingegangen, wenn sie von den ForschungspartnerInnen eigeninitiativ ins Gespräch eingebracht wurden, um nicht von Außen einen Sonderstatus aufzuoktroieren. Es wurde betont, dass Familie in ihrer Zusammensetzung und im Alltagsleben ganz vielfältig gestaltet sein kann. Es bewährte sich folgender Satz als Auftakt in die Erläuterung meiner Forschung, der in abgewandelter Form der Definition Morgans (2011, 1996) von Familie übernommen wurde: „Für mich entsteht Familie nicht durch Geburt, Verwandtschaft oder Abstammung, sondern dadurch, wie im alltäglichen Leben miteinander gelebt wird. Familie entsteht durch das miteinander Tun, dadurch, wie man miteinander umgeht und wie gehandelt wird!“. Damit soll eine offene Haltung gegenüber allen Familien-Formen und familiären Lebensrealitäten zum Ausdruck gebracht und gleichzeitig die Angst vor einer Bewertung der pädagogischen Fähigkeiten aufgelöst werden. Eine neutrale Forschungsperspektive bedeutet ebenso, dass versucht wird, eigene normative Vorstellungen von richtig und falsch, von normal oder abweichend zu reflektieren. Dazu ist es maßgeblich, sich seiner eigenen, im Laufe des Lebens entstandenen Normfolie bewusst zu werden und sich um einen reflexiven Umgang damit zu bemühen.

Ein anderer, dritter Weg zum Feld erfolgte schließlich über das Magistrat für Kinder, Jugend und Familie (im Weiteren MAG 11). Eine Mitarbeiterin leitete das Anliegen an das Pflegezentrum der MAG 11 weiter, was leider fruchtlos blieb. Ihrem Bericht zufolge, bestand die Angst der

Pflegeeltern „für Zootiere gehalten zu werden“ (vgl. Memo Kontaktaufnahme S.4/ Z. 131). Die Mitarbeiterin unterstütze das Forschungsvorhaben stattdessen mit reichhaltigen Literaturvorschlägen und ihrer Forschungserfahrung. Es wurde kein weiterer Versuch gestartet, über das Amt Kontakte zu erlangen. Der Zugang über persönliche Kontakte erschien, hinsichtlich der Hochschwelligkeit des Zugangs und der Ressentiments, die mit einem Amt gemeinhin in Verbindung gebracht werden, zielführender. Mit einer Behörde wird Kontrolle, Inspektion, Zwang, Strafe, Amtsgewalt konnotiert – mit diesem Konnex soll die Beziehung zu den künftigen ForschungspartnerInnen nicht beginnen. Zudem stieß man beim Versuch der Kontaktaufnahme über offizielle Einrichtungen sehr schnell auf Grenzen. Offizielle Einrichtungen, so der Eindruck, schützen im besonderen Maße ihre Mandanten, die Pflegeeltern und Mündel, und lehnen auf Grund strenger Datenschutzrichtlinien forschersische Untersuchungen von organisationsfremden Personen ab.

Zwei Pflegefamilien, die zuerst ihr Interesse bekundeten, sagten mit der Begründung ab, dass die familiäre Situation momentan problematisch ist bzw. in der Zwischenzeit problematisch geworden ist. Es wird daher angenommen, dass sich tendenziell Familien zur Teilnahme melden, deren momentane familiäre Situation nach ihrer eigenen Einschätzung stabil ist, deren alltägliches Leben ohne größere Probleme und Konflikte verläuft oder zumindest soweit unproblematisch ist, dass fremde Personen anwesend sein können. Hinter diesen Absagen wird ein grundsätzliches Bedürfnis vermutet, sich von einer guten Seite präsentieren zu wollen und das Bedürfnis, die eigene Familie, insbesondere die (Pflege-)Kinder, zu schützen. Pflegekinder befinden sich auf Grund ihrer speziellen familiären Situation unter großem Stress, der sich im Alltag bemerkbar macht – insbesondere dann, wenn Veränderungen eintreten, wenn Routinen unterbrochen werden. Pflegeeltern wollen ihre Pflegekinder und auch sich selbst verständlicherweise vor allen potentiellen stressauslösenden Situationen bewahren.

Neben den Absagen liegt eine zweite Einschränkung in der fehlenden Möglichkeit, eine Auswahl treffen zu können, denn es war schwierig, überhaupt Pflegefamilien zu erreichen. So konnte bei der Auswahl auf vergleichbare Merkmale, wie Anzahl oder Alter der Pflegekinder bzw. der leiblichen Kinder, Dauer der Pflegesituation und dergleichen, keine Rücksicht genommen werden. Das einzige unumstößliche Auswahlkriterium ist das der Langzeitpflege, dass also die Pfllegetätigkeit der Eltern auf Dauer ausgelegt ist – anders als bei der Kurzzeit- oder Krisenpflege, bei der klar ist, dass das Kind nach Ablauf einer festgelegten Zeit in die Obhut anderer Personen überführt wird. Auf Grund der auf Dauer ausgelegten Beziehung, wurden stabile innerfamiliäre Verhältnisse und eine leichtere Zugänglichkeit als Beobachterin erhofft.

Trotz der beschriebenen Einschränkungen stellten die ForschungspartnerInnen reichhaltiges und spannendes Datenmaterial zur Verfügung. Es ist nicht das Ziel dieser Studie zu erschließen, wie Familie im Allgemeinen hergestellt wird. Auf Grund dieser vier Pflegefamilien kann nicht auf die Ganzheit aller mit Pflege betrauter Familien geschlossen werden. Zur Verallgemeinerung in einem qualitativen Sinn kommt es durch die Abstraktion, bei der das Wesentliche, das Typische herausgefiltert wird (vgl. Lamnek, 2005, 162ff).

Methodologische Vorüberlegungen

Die Frage, mit welchen Praktiken Familie hergestellt wird, birgt die Idee von sozialem Handeln („Praktiken“) und von sozialer Konstruktion („herstellen“), mit der Konsequenz der methodologischen Einordnung der Forschung zum interpretativen Paradigma. Das Prinzip der interpretativen Soziologie ist nach Christa Hoffmann-Riem (1980, 342) das deutende Verstehen der Bedeutungsstrukturen von sozial Handelnden. Daraus ergeben sich Folgen für die Datengewinnung: Es gilt die Prämisse der Offenheit, welche besagt, dass der Bedeutungsverleih durch die Forschungssubjekte und nicht durch eine theoretische Strukturierung der WissenschaftlerInnen erfolgen soll (Hoffmann-Riem 1980, 343f). Damit soll aber nicht der gemeinsame Wissenshorizont der Gesellschaftsmitglieder, zu denen natürlich auch ForscherInnen und Forschungssubjekte zählen, verleugnet werden, vielmehr soll die Interpretation nicht schon vorweggenommen werden. Diese Prämissen verwirklichen sich in der Grounded Theory (Glaser/ Strauss 1967), so die Autorin. Die Praxistheorie kann ebenfalls der interpretativen Richtung zugeordnet werden, auch wenn sie sich in manchen Punkten unterscheidet, beispielsweise in der Verortung der intersubjektiven Sinnsysteme und der Wissensordnung in den Handlungen (vgl. Reckwitz 2003, 289; vgl. Kapitel 2 der Arbeit). Aus den Normen der Datengenerierung soll eine passende Methode abgeleitet werden, wie es zum Beispiel die teilnehmende Beobachtung sein kann (Hoffmann-Riem 1980, 353).

3.2. Die Datenerhebung: Der Forderung nach Reflexivität und Flexibilität Rechnung tragen

In der Datenerhebung fanden situationsspezifisch und abhängig vom Feld verschiedene Verfahren der qualitativen Sozialforschung ihre Verwendung. Erstens wurden, wenn möglich, zwei teilnehmende Beobachtungen pro Familie durchgeführt und mittels Feldnotizen

protokolliert. Für die Methode der Beobachtung leitend waren einerseits die weiter unten angeführten Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung von Siegfried Lamnek (2010) und andererseits Elemente der fokussierten Ethnographie nach Hubert Knoblauch (2001). Im Unterschied zur klassischen, anthropologischen Ethnographie zeichnet sich die fokussierte Ethnographie durch ihre Fokussierung auf besondere Ausschnitte der eigenen Kultur aus (vgl. Knoblauch 2001, 125). Zweitens wurde die Konversation der Pflegefamilien bei Tisch und rund um die gemeinsame Mahlzeit aufgezeichnet. Die Gespräche, die sich zwischen den Familienmitgliedern und mir als Forscherin ergaben wurden ebenfalls aufgenommen oder zumindest als Feldnotiz festgehalten. Drittens wurden Hintergrundinformationen zum Feld aus verschiedenen Quellen eingeholt: durch Internetrecherchen in öffentlichen Foren für und von Pflegeeltern, sowie verschiedenen Plattformen für das Pflegewesen in Österreich; durch Gespräche mit SozialarbeiterInnen, die mit dem Gebiet der Pflegeelternschaft betraut sind und der Teilnahme an einem Informationsabend für Personen, die an der Aufnahme eines Pflegekindes interessiert sind; zudem wurde selbstverständlich Literaturrecherche betrieben. Diese zusätzlichen Informationen werden zwar nicht ausgewertet, fließen aber dennoch in die vorliegende Arbeit ein. Sie dienen zum einen der präzisen Darstellung des Feldes und beleuchten zum anderen die mit Pflege verbundenen rechtlichen und sozialen Umstände und ermöglichen letztendlich ein besseres Verständnis vom Feld.

Die ForscherInnen müssen sich, insbesondere wenn sie in einem Bereich forschen, der ihrem eigenen Erleben sehr nahe ist, äußerst aufmerksam und selbstreflexiv dem Feld widmen.

„Eine Reflexivität der Methode setzt eine reflektierte Einstellung des Forschers wie auch die Anpassungsfähigkeit seines Untersuchungsinstrumentariums voraus.“ (Lamnek 2005, 22)

Ein Individuum, das in derselben Örtlichkeit und Zeitlichkeit wie seine ForschungspartnerInnen aufgewachsen ist, bringt ein Verständnis von Familie mit, das sich aus den eigenen, im Laufe des Lebens gesammelten Erfahrungen zusammenfügt und höchstwahrscheinlich dem ähnlich ist, was andere Menschen der selben Zeitlichkeit und Örtlichkeit unter Familie verstehen – kurz, die Erfahrungen in der *eigenen Gesellschaft*. Ich habe eine gewisse Vorstellung von einer Familien-Mahlzeit, wie sie in *unserer Gesellschaft* stattfinden kann. Die Ethnographie verlangt die sogenannte „Befremdung der eigenen Kultur“ (Hirschauer/ Amann 1997), das Bekannte und

Vertraute muss erst wieder fremd werden⁵. Dazu gehört, dass mein eigenes Vorwissen vom Feld, dass sich einerseits aus dem eigenen Leben und Erfahrungen und andererseits aus meinem Studium der Sozialen Arbeit und diversen ausbildungsbezogenen Praktika im Bereich der Familienhilfe zusammensetzt, einer kritischen Reflexion unterzogen wird. Die Schwierigkeit besteht meines Erachtens darin, das Vorwissen soweit auszublenden, um dem Feld mit Offenheit und Neugierde begegnen zu können, gleichzeitig aber Empathie und Verständnis ins Feld mitzubringen, welche sich nicht zuletzt durch Vorwissen herausbilden. Deshalb war eine der Schwierigkeiten für mich, den Selbstverständlichkeiten des eigenen Verstehens und Begreifens selbstreflexiv zu begegnen.

Dieser Tendenz folgend stellt sich die vorliegende Forschungsarbeit der Herausforderung, möglichst offen und ohne Vorannahmen ins Feld zu gehen, trotz der forschungsimmanenten Hypothese, dass es sich bei den Forschungssubjekten um Familien handelt und die wahrgenommenen Praktiken mit dem Begriff Familie in Zusammenhang gebracht werden. In diesem Sinne werden Aktivitäten als familiär beschreiben und definiert, der Fragestellung: „Wie zeigt sich Familie?“ kann aber dennoch offen begegnet werden. Wenn Familie als Begriff verwendet wird, dann auf Grund der Annahme, dass in den Forschungssubjekten bereits eine Idee von Familie vorhanden ist, die nicht dekonstruiert, sondern für die Forschung nutzbar gemacht werden soll.

3.2.1. Die Beobachtung zu Tisch

Da Familien im Alltag beobachtet werden, war ein möglichst alltäglicher Kontext sehr wichtig, um keine Einschränkung durch vorgefertigte Kategorien zu erfahren. Die einzige Vorgabe meinerseits war, dass die Beobachtung während eines gemeinsamen Mahls stattfinden soll. Trotz der geringen Standardisierung meiner Beobachtung, nahm die Fokussierung von Ma(h)l zu Ma(h)l zu, der Blick wurde selektiver. Unter teilnehmender Beobachtung wird ein gewisses Maß an Involviertheit der ForscherInnen in die Aktivitäten im Feld verstanden. Es handelt sich hier um ein Kontinuum zwischen intensiver Teilnahme und distanzierter Beobachtung, der Grad der Partizipation im Feld ist ausschlaggebend (vgl. Lamnek 2010, 512). Obwohl die Beobachterinnenrolle bei der Forschung gegenüber der Rolle als Teilnehmerin im Vordergrund war, wurde ich je nach Situation sehr ins Geschehen involviert. Besonders bei der Forschung mit

5 Im Gegensatz dazu liegt bei der fokussierten Ethnographie nach Knoblauch (2001) der Vorteil gerade in der Nutzung der Erfahrungen und dem Wissen vom Feld. Wie dann konkret mit der Bekanntheit oder Fremdheit des Feldes umgegangen wird, hängt m.E. einerseits vom Grad der Vertrautheit mit dem Feld ab, ob bei großer Vertrautheit viel übersehen wird und andererseits vom Selbstreflexionsvermögen des/der Forschers/Forscherin.

jüngeren Kindern ist eine Distanzierung schwer möglich. Abermals ließ ich mich vom Feld leiten und so wechselten sich im Verlauf der Feldforschung Phasen der Teilnahme und Phasen der reinen Beobachtung ab.

Zwei eher forschungspragmatische Überlegungen führten zur Idee, Familien bei gemeinsamen Mahlzeiten zu beobachten. Einerseits befinden sich alle ForschungspartnerInnen an einem Tisch und sind somit für mich als Beobachterin in einem feststehenden Blickfeld. Andererseits ist eine Mahlzeit auf natürliche Weise zeitlich beschränkt, es gibt einen ungefähren Anfangs- und Endpunkt. Als Beginn der Szene wurde die Zubereitung definiert, als Ende das Verlassen des Tisches und das Abservieren. Es stellte sich heraus, dass bei allen Familien am ehesten das Abendessen gemeinsam eingenommen wurde. Als nächstes stellte sich die Frage, ob es der teilnehmenden Beobachtung dienlich ist, als Forscherin mitzuessen oder ob es besser ist, lediglich dabei zu sitzen und zu beobachten. Es ergaben sich Für und Wider. Gegen die Teilnahme an der Mahlzeit sprach erstens, dass dadurch noch zusätzliche Eindrücke dazukommen, zweitens, dass es für die- oder diejenigen, die/ der für das Essen sorgte, eine zusätzliche Belastung darstellen kann und drittens, dass sich das Festhalten von Notizen bei gleichzeitigem Essen erschwert. Die Frage, ob die ForscherInnen das Feld durch ihre Teilnahme stärker beeinflussen oder eben durch ihre Nicht-Teilnahme kann meines Erachtens nicht eindeutig beantwortet werden. Für das Mitessen sprach erstens, dass das gemeinsame Speisen förderlich für die Beziehung sein kann und eine verbindende Wirkung haben kann. Zweitens ist es meiner Erfahrung nach unangenehm, unter Beobachtung zu essen. Die zwei letzteren Gründe waren ausschlaggebend, mit der Familie gemeinsam zu speisen, sofern es angeboten wurde. In allen Familien wurde mir ganz selbstverständlich ein Teller serviert und ich wurde eingeladen, mitzuessen.

Da ich meine ForschungspartnerInnen zu Hause besuchte, war es mir möglich einen Einblick in die Wohnräume der Familien zu bekommen. Ich konnte beispielsweise Familienfotos betrachten und darüber Erkundungen einholen oder diverse andere Artefakte in meinen Feldnotizen aufzeichnen. Das alles trug maßgeblich zum eingehenden Begreifen des familiären Zusammenlebens bei, sowohl von seiner privaten als auch seiner repräsentativen Seite. Manche Objekte, die in einem besonderen Maße mit familiärer Bedeutung belegt sind, fließen auch direkt in meine Forschung ein.

Beim Anfertigen von schriftlichen Beobachtungsprotokollen müssen gewisse Limitationen in Kauf genommen werden, die jedoch bei der Auswertung zu Problemen führen können. Es kann nie alles notiert werden, was gesehen wird. Beispielsweise habe ich bei der Begrüßung nicht

notiert, wie diese genau ablief: Wurde sich die Hand gegeben, wurde gewinkt, etc. Eine Lösung für das Problem ist es, die Beobachtungen kürzer ausfallen zu lassen (und dafür öfter ins Feld zu gehen). Dadurch erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, sich mehr zu merken und eine noch dichtere Beschreibung anzufertigen.

Die forschungspragmatischen Limitationen führen aber noch weiter: Weil es sich bei Aktivitäten bereits um eine Zusammensetzung aus sehr vielen kleineren Tätigkeiten handelt. So könnte das Aktivitäts-Konglomerat *Grüßen* noch detaillierter in *leichtes Anwinkeln des Unterarms, vertikale Ausrichtung der Hand, gestreckte Haltung der Fingerglieder, leichte Streckung des Arms* und so fort, zerlegt werden. „Je genauer die Darstellung [im Protokoll] ist, desto weniger muss man auf Abstraktionen und Generalisierungen zurückgreifen, in die immer schon Interpretationen eingelassen sind.“ (Przyborski/ Wohlrab-Sahr 2010, 64). Aus Gründen des schnelleren Notierens im Feld habe ich mich für die interpretative Schreibweise entschieden.

3.2.2. Tischgespräche und das ero-epische Gespräch

Zu den Prinzipien der Qualitativen Sozialforschung gehört ein hohes Maß an Flexibilität, welche unter anderem meint, dass sich die Methode – im Gegensatz zur quantitativen Forschung – am Feld orientiert (Lamnek 2005, 23f). Ursprünglich war geplant, durch Beobachtungen und Feldnotizen, bzw. Artefakte an mein Datenmaterial zu gelangen. Es erwies sich aber als sinnvoll, noch zusätzlich, wenn es erlaubt wurde, mittels eines Aufnahmegerätes die Tischgespräche aufzunehmen. So wurden die Notizen zur Verfeinerung der Audiotranskripte genutzt, um so eine möglichst dichte Beschreibung entstehen zu lassen. Schon bei meiner ersten Beobachtung merkte ich, dass meine ForschungspartnerInnen mir gerne mehr Einblick in ihr Leben und ihr Denken geben wollten. Ohne, dass ich sie aufgefordert hätte – da ich mich nur auf Beobachtungen beschränken wollte – begannen sie von sich aus, sehr offen und vertrauensvoll ihre Erfahrungen, Meinungen und ihre Sicht der Dinge zu erzählen. Przyborski und Wohlrab-Sahr (2014, 49) beschreiben diesen Effekt als eine bestimmte Form der Offenheit gegenüber einer Person, die einerseits „unbeteiligte Distanz“ wahrt, es wird freier erzählt, weil keine Konsequenzen befürchtet werden; und die andererseits empathisches Interesse zeigt und den Wunsch hegt, sich mit den Erzählungen und dem Leben des Gegenübers auseinanderzusetzen. Ich ließ mich auf das Gespräch ein und führte meine Notizen auch abseits der Mahlzeit fort, bzw. ließ das Audiogerät eingeschaltet.

Ich würde diese Art des informellen Gesprächs methodisch am ehesten unter der Idee des ero-

epischen Gesprächs nach Roland Girtler (2001, 147ff) einreihen. In diesem Gespräch öffnen sich die ForscherInnen und bringen ihre Persönlichkeit aktiv ins Gespräch mit ein, beispielsweise mit den eigenen, das Thema betreffenden Erlebnissen. Die befragte Person weiß über das Forschungsinteresse Bescheid und durch den offenen Austausch entsteht eine lockere und vertrauensvolle Gesprächssituation. Da ich keinen Interviewleitfaden vorbereitete, ließ ich mich von den Themen meiner GesprächspartnerInnen leiten und fragte nach, was mir im Moment wichtig und für den Fortgang des Gesprächs förderlich erschien. Die Fragen gingen aus der Situation hervor. So ergaben sich überaus interessante Einsichten in das Leben dieser Pflegefamilien, die mir durch reine Beobachtung verschlossen geblieben wären.

3.3. Die Auswertung: Eine datenbasierte Interpretation

Die praxistheoretische Herangehensweise soll sich auch in meiner Auswertungsmethode widerspiegeln. Da das Soziale in den Praktiken zu finden ist, sollen diese in meiner Auswertung im Mittelpunkt stehen. Es ist dienlich, sich das Forschungsinteresse nochmals präsent zu machen: Bei meinen ForschungspartnerInnen, den Pflegefamilien, interessiert mich, wie sie Familie herstellen, sowie die (Alltags-)Praktiken ihrer Mitglieder. Zu Praktiken werden auch die Gespräche und verbalen Aushandlungsprozesse meiner ForschungspartnerInnen gezählt. Außerdem sollen viele verschiedene Datenarten in die Analyse inkludiert werden. Aus diesen Gründen fiel die Entscheidung auf ein integratives und interaktionistisches Auswertungsverfahren: die Grounded Theory nach Glaser und Strauss (1967). Grounded Theory ist entgegen dem Namen weniger eine inhaltliche, realitäts-abbildende Theorie, sondern eine Vorgehensweise, wie soziologische Theorie entwickelt werden kann (vgl. Richter 2002, 124). Zur praktischen Anwendung diente vor allem die Anleitung von Kathy Charmaz „Constructing Grounded Theory“ (2006). Wie der Titel des Buches schon vermuten lässt, handelt es sich um eine konstruktivistische Herangehensweise, denn datenbasierte Theorien sind nach Charmaz Realitätskonstruktionen. Konkret mache ich mir einzelne methodische Schritte davon zu nutze: die Codierung, das Verfassen von Memos und zum Teil die theoretische Stichprobenziehung. Die Felddaten werden systematisch durchgearbeitet, wobei sich die Analyse an meiner Frage nach der Herstellung von Familie in Pflegefamilien richtet. Mein Datenmaterial umfasst Feldnotizen, Beobachtungsprotokolle, Transkripte, Memos über die Kontaktaufnahme zu den Familien, aber auch über die subjektiven Wahrnehmungen im Feld, Metadatensammlung zu den Familien und zum Feld, sowie Protokolle über die gesammelten Artefakte.

Mein spezifisches Erkenntnisinteresse leitet mich auch beim Codieren an. Ich wähle eine Analyseverfahren die mit Codes arbeitet, da die sequentielle Abfolge von Ereignissen für mein Erkenntnisinteresse nicht ausschlaggebend ist. Bei der Entwicklung von Codes geht zwar die zeitliche Struktur des Materials verloren, dadurch können aber Daten miteinander verbunden werden, die in unterschiedlicher Weise entstanden sind und über unterschiedliche Kontexte verfügen. Codieren ist eine intensive Auseinandersetzung mit den Daten und bedeutet konkret, bestimmte Textausschnitte der Feldnotizen mit ausgewählten Begriffen (Codes) zu verknüpfen (vgl. Charmaz 2006, 43f). Auch wenn beim Kodieren darauf geachtet wird, möglichst nah am Material zu bleiben, bleibt es eine Interpretationsleistung der/des Forschenden:

„Thus we define what we see as significant in the data and describe what we think is happening.“ (Charmaz 2006, 47)

Das Material wird schrittweise zu immer abstrakteren Überbegriffen zusammengefasst, mit dem Ziel zu Meta-Codes zu gelangen. Zuerst wurde das Material Zeile für Zeile durchgearbeitet (line-by-line coding), dann wurden die signifikantesten Codes herausgefiltert (focussed coding). Zu den Codes wurden analytische Notizen, sogenannte Memos verfasst:

„Memos catch your thoughts, capture the comparison and connections you make, and crystallize questions and directions for you to pursue [...] new ideas and insights arise during the act of writing.“ (Charmaz 2006, 72)

Die aussagekräftigsten Codes und dazugehörigen Memos wurden zu Konzepten mit einem leicht höheren Abstraktionsniveau verdichtet, zu sogenannten Kategorien, wie sie im Ergebniskapitel vorzufinden sind. Hier wurde das Verfahren des Vergleichs, des Clusterings und des „theoretical sampling“ genutzt: Die Suche nach inhaltlich passenden Fällen in den Daten, die die Kategorien weiter ausdifferenzieren und untermauern (vgl. Charmaz 2006, 100f und Richter 2002, 126f). Die letzten methodischen Schritte zur datenbasierten Theorie konnten in dieser Arbeit nicht geleistet werden. Dafür wäre der zirkuläre Prozess, also der Wechsel zwischen Feldforschung und Datenanalyse über einen längeren Zeitraum hinweg, bis zur theoretischen Sättigung, notwendig gewesen.

3.4. Kurze Vorstellung der mitwirkenden Familien

Bei der Form der Pflegeunterbringung der in der Forschung mitwirkenden Familien handelt es sich ausschließlich um Langzeit- bzw. Dauerpflegeplätze. Die Kinder verbleiben also dauerhaft

und ohne Befristung bei den Pflegeeltern. Dies steht im Gegensatz zur Kurzzeit- bzw. Krisenpflegeunterbringung, die eine befristete Unterbringung der Kinder bei Pflegefamilien bedeutet. Eine Rückführung der Kinder zu ihren leiblichen Eltern ist auf Antrag der Eltern theoretisch immer möglich, praktisch aber nicht wahrscheinlich.

Dass sich die Eltern bzw. Elternteile finanziell in einer abgesicherten Position befinden, also über ausreichend Mittel verfügen, wird bereits durch die zuständigen Behörden bei der Auswahl von potentiellen Pflegeeltern sichergestellt. Drei der vier untersuchten Familien wohnen in geräumigen Einfamilienhäusern, hatten je mindestens ein Auto zur Verfügung, die Wohnräume waren voll möbliert. Bei zwei der drei Familien gehen beide Elternteile einem Beruf nach, bei der dritten Familie ein Elternteil. Auf Grund dieser Merkmale wird angenommen, dass der Lebensstandard der Familien jedenfalls grundlegende Bedürfnisse abdeckt. Die vierte Familie wohnte in einer kleineren Wohnung. Der alleinerziehende Elternteil ging zur Zeit der Forschung keiner Lohnarbeit nach, ist aber finanziell durch staatliche Mittel versorgt.

Familie Fuchs⁶

Die Pflegemutter Fuchs, gelernte Verkäuferin, geht seit dem ersten leiblichen Kind, das sie vor 30 Jahren gebar, keiner entlohnten Tätigkeit nach. Der Pflegevater, gelernter Schriftsetzer, ist im Sozialbereich beschäftigt. Sie sind verheiratet und Eltern dreier erwachsener Kinder im Alter von 26 (Uwe), 27 (Leopold) und 30 (Lena) Jahren. Sie nahmen hintereinander insgesamt zehn Kinder in Pflege, immer für kürzere Dauer. Das neunte Kind, das sie in Pflege nahmen, war als Langzeitpflegeverhältnis gedacht, dessen Obsorge aber schlussendlich doch der Großmutter des Kindes übertragen wurde. Katrin (7a), das zehnte Kind, das sie in Obhut nahmen, wurde dann von einer Kurzzeitpflege in ein Langzeitpflegeverhältnis überführt, wobei es, entgegen der üblichen amtlichen Vorgehensweise, in der Familie Fuchs verbleiben durfte. Es findet vierzehntägig je ein Besuchskontakt mit der leiblichen Mutter und je einer mit dem leiblichen Vater statt. Die leiblichen Kinder der Pflegeeltern sind bereits alle aus dem Elternhaus ausgezogen, pflegen aber eine enge Verbindung zur Familie mit häufigen Besuchen und engmaschigen Kontakten. Die Pflegefamilie lebt in einer klein-dörflichen Struktur in einem Einfamilienhaus mit starker Einbindung ins Dorfgeschehen, mit deren BewohnerInnen die Familie zum Großteil in verwandtschaftlicher Beziehung steht. Zusätzlich zum Einkommen des Vaters erhalten sie die üblichen staatlichen Leistungen für Katrin.

6 Die Vor- und Nachnamen der ForschungspartnerInnen wurden zur Anonymisierung geändert.

Familie Kapeller

Familie Kapeller setzt sich aus dem Vater Angus, der seinerseits einen Sohn Benjamin (17a) in die Ehe mitbrachte und der Mutter Leonie, die ebenfalls eine Tochter Christina (22a) hat und dem Pflegekind Timur (7a) zusammen. Timurs Eltern sind tschetschenische Flüchtlinge, ein Teil seiner Geschwister ist in anderen Pflegefamilien untergebracht. Es kommt etwa zweimal im Jahr zum Kontakt mit den Eltern und den bei ihnen verbliebenen Geschwistern von Timur. Die leiblichen Kinder wohnen nur teilweise im gemeinsamen Haushalt. Der Sohn von Angus geht noch zur Schule und wohnt bei seiner Mutter. Er kommt alle zwei Wochen und jeden zweiten Feiertag zum Vater, in den Sommerferien ist er vier Wochen da. Die Tochter von Leonie studiert und lebt bei ihren Großeltern im nahen Ausland, woher auch die Mutter stammt. Sie kommt vor allem in den Ferien für längere Aufenthalte zu Besuch. Familie Kapeller wohnt in einem Reihenhaus mit Garten am Stadtrand. Der Pflegevater arbeitet für einen Personaldienstleister in einer leitenden Position, die Mutter arbeitet im eigenen Haushalt.

Familie Leitner

Mutter und Vater der Familie Leitner sind beide berufstätig und nahmen vor ca. elf Jahren zusätzlich zu ihren vier leiblichen Kindern zwei Pflegekinder, die dreizehnjährigen Zwillinge Susanne und Lorenz, auf. Die Mutter, Brigitte, ist halbtags im sozialen Bereich tätig, der Vater, Josef, arbeitet Vollzeit bei einem halbstaatlichen Dienstleistungsunternehmen und studiert nebenbei Wirtschaftsinformatik. Zwei der leiblichen Kinder wohnen noch im Elternhaus, einem geräumigen Einfamilienhaus mit großzügigem Garten im ländlichen Gebiet: Nadine (19a) und David (21a). Davids Zwillingsschwester Tamara, deren Hochzeit zur Zeit der Beobachtung ins Haus steht, wohnt bereits mit ihrem Partner im eigenen Haushalt zusammen. Der 24-jährige Leon ist bereits verheiratet und wohnt mit seiner Partnerin ebenfalls in einem selbständigen Haushalt. Alle stehen im engen Kontakt zueinander. Die Eltern sind aktive Mitglieder einer christlichen Gemeinde. Auf Wunsch der leiblichen Eltern wird jährlich ein Besuchskontakt abgehalten.

Familie Hochhauser

Die alleinerziehende Pflegemutter Michaela Hochhauser ist 35 Jahre alt und lebt mit ihrer zweijährigen Pflgetochter Lisa in einer kleinen Wohnung in der Stadt. Die Pflegemutter geht momentan keiner bezahlten Arbeit nach. Sie ist über den Verein EfK angestellt, von dem sie

monatlich eine Vergütung für ihre Pfl egetätigkeit erhält. Bevor Leonie zu ihr kam, war sie als Selbständige tätig und hielt gesellschaftskritische Vorträge und Schulungen zu politischen und sozialen Themen und engagierte sich in NGOs. Die Familie hat monatlich Kinderbetreuungsgeld, Pflegekindergeld und die Familienbeihilfe zur Verfügung. Einmal monatlich kommt es unter professioneller Begleitung einer Sozialarbeiterin zu einem Treffen mit der leiblichen Mutter, manchmal auch gemeinsam mit dem leiblichen Vater und dem jüngeren Bruder von Lisa.

Meine ForschungspartnerInnen gewährten Einblick in ihr Leben und Erleben und öffneten sich vertrauensvoll, sodass meine Forschung auf reichhaltigem Material aufbauen konnte. Die Einblicke und Gespräche fanden auf sehr hohem emotionalem Niveau statt, so dass die Auswertung nicht nur aufgrund der Reichhaltigkeit des Materials, sondern besonders durch die emotionale Involviertheit eine lange und intensive Zeit in Anspruch nahm. Es waren Erzählungen, die gleichermaßen erfreuen und betroffen machen und in ihrem ganzen Bedeutungsausmaß mit dieser Masterarbeit nur an der Oberfläche erfasst werden können.

4. ERGEBNISSE

Die Darstellung der Forschungsergebnisse wird in drei Unterkapitel gegliedert. Im ersten Teil (3.1.) wird die Bedeutung von Herkunft, Abstammung und Verwandtschaft des Pflegekindes in den Pflegefamilien erläutert. Im zweiten Abschnitt (3.2.) wird es um die Motive und Selbstverständnisse der ForschungsteilnehmerInnen gehen, mit welcher Motivation sie die Pflegebeziehung eingegangen sind, wie sie sich als Pflegeeltern und Pflegefamilie wahrnehmen. Im dritten Teil (3.3.) werden sodann die vielfältigen Praktiken der Integration des Pflegekindes in seine Pflegefamilien dargestellt.

4.1. „Ja, ist das so wichtig, ob das Kind wo gewachsen ist?“⁷: Über die Bedeutung von Herkunft und Abstammung in Pflegefamilien

Die Begriffe Herkunft und Abstammung können im Alltagsgebrauch und je nach Kontext auf verschiedene Weise verstanden werden. Auf Basis der Daten konnten drei Lesarten herausgefiltert werden - Herkunft in einem nationalen und ethnischen Sinn, in einem biologischen und verwandtschaftlichen Sinn und Herkunft in einem sozialen Sinn -, die in je einem Unterkapitel behandelt werden. Mit Unterstützung von relevanten soziologischen Forschungen soll die weitreichende Bedeutung von Ethnizität, Abstammung, Verwandtschaft und Sozialisation im pflegefamiliären Kontext transparent gemacht werden.

4.1.1. Die nationale bzw. ethnische Herkunft und ihre Bedeutung für die Vermittlung von Pflegekindern

Nach Andre Gingrich (1998) ist Ethnizität ein Beziehungsverhältnis zwischen zwei oder mehreren Gruppen, die sich in ihrer Lebensweise und ihrem Weltbild als voneinander verschieden beschreiben. Ethnizität und Nationalstaatlichkeit sind miteinander verknüpft: Beide besprechen konstruierte, nicht absolute und wandelbare Begrenzungen. Allerdings setzt sich Ethnizität über Nationalstaatsgrenzen hinweg. Ethnische Gemeinschaften überschreiten oft nationale und staatliche Grenzen. Innerhalb eines Nationalstaats können sich mehrere ethnische Gruppen befinden, deren jeweilige Gemeinsamkeit in der *eigenen* Tradition, Sprache, Religion

7 Hochhauser #2 S. 6/ Z. 261

und Kleidung Ausdruck findet. Die fremde ethnische Identität wird immer in Bezug zur eigenen ethnischen Gruppe konstruiert. Werden sie verabsolutiert, können diese Zuschreibungen in Rassismus und Diskriminierung münden (Gingrich 1998, 102ff).

Schließen wir mit jemandem Bekanntschaft, ist die Frage nach der Herkunft mitunter eine der ersten, von deren Antwort wir viele (Vor-)Annahmen über unser Gegenüber ableiten können. Das Wissen über die nationale oder ethnische Herkunft mobilisiert bestimmte Kategorien. In der soziologischen Vorurteilsforschung nach Zick, Küpper und Hövermann ist die Kategorisierung der erste Schritt zum Vorurteil:

„Sie [Kategorisierung, Anm. d. Verf.] ist ein fundamentaler kognitiver Prozess, der nahezu automatisch abläuft und es Individuen erleichtert, die komplexen Informationen aus der Umwelt zu verstehen und nachzuvollziehen.“ (Zick / Küpper / Hövermann 2011, 32)

Religion und Glaube werden nicht unter Ethnizität subsumiert. Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten religiösen Gruppe mobilisiert jedoch, wie die Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe, die Zuschreibung von bestimmten Eigenschaften. Nicht bei allen Herkunftsländern werden im gleichen Maße Vorurteile mobilisiert: Zick, Küpper und Hövermann (2011, 45) stellen fest, dass derzeit vor allem dunkelhaarige Menschen aus muslimischen Ländern von Fremdenfeindlichkeit betroffen sind.

Die ethnische und religiöse Herkunft kommt in meinem Forschungsfeld bereits vor der Aufnahme eines Pflegekindes in eine Familie zum Tragen: Die Vermittlung des Pflegekindes Timur erschwert sich auf Grund seiner Herkunft maßgeblich. Dem Anschein nach wirken hier Konstruktionen und Zuschreibungen bzgl. der Herkunft des Kindes, so wie einleitend dargestellt. Eine Pflegefamilie berichtet von der Schwierigkeit, die die Behörden mit der Vermittlung ihres derzeitigen Pflegekindes hatte, da die Eltern des Kindes muslimische Tschetschenen sind:

„Also wegen seiner Herkunft war es unmöglich ihn zu vermitteln [...] Nur, sie [die zuständigen SozialarbeiterInnen, Anm. d. Verf.] haben gesagt, sie finden keine andere Familie mehr, die das Kind aufnimmt, alle anderen wollen nicht. Und so haben wir ihn dann kennengelernt. Sowohl ihn als auch seine leibliche Mutter.“ (Kapeller #1 S. 33/ Z. 1413-17)

Offenbar kann die religiöse Zugehörigkeit und ethnische Herkunft der leiblichen Eltern ein Hindernis für Pflegeeltern sein, das Kind aufzunehmen, weil sie sich den Umgang mit bestimmten religiösen oder kulturellen Gruppen nicht vorstellen können. Dem Kind und seinen

Eltern werden stereotype Eigenschaften zugeschrieben, die als negativ bewertet werden. Kategorisierungen, die als Komplexitätserleichterung fungieren sollen, werden hier zu Vorurteilen und wirken diskriminierend für ein Pflegekind. Durch die erschwerte Vermittlung kommt es zu einer Benachteiligung des Kindes.

Für die Pflegemutter kommt die Aufnahme eines Kindes, dessen Eltern den Roma angehören nicht in Frage:

„Nein. Das kann bei mir überhaupt nicht vorkommen. Genau deshalb, weil ich aus Ungarn stamme, und dort ist es ein Schwerpunkt, und weil es so extrem viele Probleme mit ihnen gibt. [...] Das ist in Ungarn so extrem die Lage, aber wirklich ohne irgendwas zu übertreiben, neunzig Prozent, sind nur böse und schlimm und und Sozialschmarotzer oder [unverst.]“ (Kapeller #1 S. 34/ Z. 1457-64)

Zick, Küpper und Hövermann stellten in ihrem Forschungsbericht über gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit fest, dass eine starke Prägung mit Vorurteilen gegenüber einer bestimmten Gruppe, selbst bei einer sonst toleranten Einstellung, einen andauernden Eindruck hinterlässt:

„Die negative Bewertung bestimmter Gruppen ist häufig so tief im kulturellen Gedächtnis und Wissen verankert und in die individuelle Sozialisation eingebrannt, dass negative Emotionen Bestand haben.“ (Zick / Küpper / Hövermann 2011, 36)

Diese Feststellung findet meines Erachtens besonders im Fall der Pflegemutter Leonie ihre Entsprechung. Sie wuchs in einem osteuropäischen Land auf, in dem starke Vorurteile gegenüber Roma herrschen, die bei ihr immer noch wirken und in ihr negative Emotionen auslösen. Vorurteile führen allerdings nicht immer zu diskriminierendem Verhalten (vgl. Zick / Küpper / Hövermann 2011, 39). Ist ein Kind auf Grund seiner Herkunft schwerer an Pflegeeltern zu vermitteln oder wird von möglichen Pflegeeltern abgelehnt, so handelt es sich um Diskriminierung.

Zum anderen fühlt sich die Pflegemutter nicht in der Lage, mit den befürchteten Ressentiments umzugehen, wenn sie ein Kind aufnimmt, das sich äußerlich stark von ihr unterscheidet:

„Wie oft Frauen, die zum Beispiel dunkelhäutige Kinder bei sich haben, wie oft sie beschimpft werden. Und bis heute noch. Und ich wollte mir das nicht antun und dem Kind das auch nicht antun, dass es dann in der Schule verspottet wird oder geschimpft wird oder beschimpft wird oder irgendwas.“ (Kapeller #1 S. 34/ Z. 1503-06).

Nicht nur die eigenen Vorurteile, auch die Vorurteile anderer behindern die Aufnahme von Pflegekindern, die auf Grund äußerlicher Merkmale (Hautfarbe) offensichtlich nicht als „eigene“ Kinder gelten können.

Von Seiten der ProfessionistInnen sind die erwähnten Einstellungen der Pflegestellen-AnwärterInnen ein wichtiges Detail, das es während des Bewilligungsverfahrens zu erfassen gilt. SozialarbeiterInnen des Amtes für Jugend und Familie erklären, dass für eine erfolgreiche Vermittlung eines Pflegekindes ein Umgang zwischen den leiblichen Eltern und den künftigen Pflegeeltern möglich sein muss. Der Kontakt zwischen den leiblichen Eltern und den Pflegeeltern wird, noch bevor die Anbahnung des Pflegekindes an die Pflegeeltern beginnt, hergestellt. Dabei wird geprüft, ob sich die Pflegeeltern eine Zusammenarbeit mit den leiblichen Eltern des Kindes vorstellen können. Die ProfessionistInnen, die für die Vermittlung von Pflegekindern zuständig sind, müssen vorab durch Gespräche in Erfahrung bringen, ob mögliche Vorurteile gegenüber der Herkunft der Pflegekinder zu Schwierigkeiten in der Pflegesituation führen werden. Das ist maßgeblich dafür, wie sich die Beziehung der Pflegeeltern mit dem Kind einerseits und mit der Herkunftsfamilie andererseits gestaltet (vgl. Memo Infoabend und Kontaktaufnahme).

Die ProfessionistInnen müssen einen Weg finden, in der Praxis mit den Vorurteilen der AnwärterInnen umzugehen, die latent oder offen in Erscheinung treten. Auch wenn Intoleranz und diskriminierendes Verhalten von Pflegeeltern nicht unterstützt werden sollen, bestimmt ihre Haltung die Beziehung zu dem Pflegekind und seiner leiblichen Familie und muss deshalb ernst genommen werden. Zum einen darf Diskriminierung von potentiellen Pflegeeltern nicht geduldet werden und zum anderen brauchen Kinder Pflegeeltern, die sie möglichst vorbehaltlos aufnehmen. Selbst wenn den zukünftigen Pflegeeltern ein reflexives Überdenken ihrer vorurteilsbehafteten Einstellungen vorgeschlagen werden kann, bringt es dem Pflegekind nichts, wenn es von Pflegeeltern aufgenommen wird, die sozusagen ihre Vorurteile auf dem Rücken eines Kindes abbauen wollen.

4.1.2. Die Bedeutung von Verwandtschaft und Abstammung in Pflegefamilien

Neben dem nationalen Sinn kann Herkunft in einem biologischen Sinn gemeint sein. Die biologisch-genetische Herkunft oder auch Abstammung umfasst nach einem naturwissenschaftlichen Verständnis die Weitergabe von Genen von einer Generation zur nächsten, bzw. die Übereinstimmung von Erbanlagen. Abstammung zielt im familiären Kontext

auf die Genealogie meines Gegenübers ab. Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe, in diesem Fall der Familie, wird davon abgeleitet. Sie besteht aus Vorfahren und Nachkommen, die in ihrer Gesamtheit als Verwandtschaft bezeichnet werden können. Verwandtschaft bedeutet eine Beziehung zwischen Menschen, die in einem der möglichen Verständnisse⁸ durch biologische Reproduktion und/oder durch Heirat entsteht (vgl. Ribbens McCarthy / Edwards 2011, 126f). Dem biologisch-genetischen Begründungszusammenhang vom Verwandtsein wird Priorität konstatiert: Nach Jones und Hackett (2011, 47) haben Adoptivfamilien mit ihrem zweitklassigen Status zu kämpfen, den sie wegen ihres als *fiktiv* bzw. *legalisiert* bezeichneten Verwandtschaftsverhältnisses zugeschrieben bekommen und das obwohl die *reale*, durch Geburt begründete Verwandtschaftsbeziehung, unter anderem von Adoptivfamilien massiv in Frage gestellt wird, wie Jane Carsten (2000) in ihrer Studie über die Wiedervereinigung von adoptierten Personen mit ihrer Herkunftsfamilie zeigt. Adoptierte Kinder können bei ihrem *fiktiven* Familienzusammenhang sehr *reale* familiäre Nähe und Fürsorge erfahren. Die Studie macht ebenso deutlich, dass die Bedeutung von biologischer Verwandtschaft aber dennoch nicht für obsolet erklärt werden darf. Gerade weil sich die in der Kindheit adoptierten Erwachsenen auf die mühsame und schmerzliche Suche nach ihrer Herkunftsfamilie machen, so die Autorin, wird die Relevanz dieser Verbindung hervorgekehrt. Die Vormachtstellung der biologischen Begründung für Verwandtschaft ergibt sich aus dem Glauben, dass die genetische Verbindung zur Herkunftsfamilie im Leben von adoptierten Personen eine andauernde Relevanz hätte; dass Geburt alleine die lebenslange Verbundenheit und Beziehung garantiert (vgl. Carsten 2000, 694ff).

Eine andere Sichtweise auf Verwandtschaft als die biologische, auf Reproduktion basierende, bringen Kath Weston (1991) oder Weeks, Heaphy und Donovan (2001) zur wissenschaftlichen Diskussion. Ihre Studien zu Abstammung und Verwandtschaft bei gleichgeschlechtlicher Elternschaft offenbaren, dass Verwandtschaft sozial konstruiert und eine bewusste Wahl der AkteurInnen ist. Beim *Family of Choice* Ansatz ist die Bedeutung entscheidend, die eine Person für eine andere hat. Die Zugehörigkeit zur Verwandtschaft wird nicht durch Geburt oder per Gesetz implementiert, sondern durch die Qualität der Beziehung zu der jeweiligen Person: So können ausgewählte Personen rein durch die Bewertung der AkteurInnen denselben Status erreichen wie durch Geburt (vgl. Ribbens McCarthy / Edwards 2011, 57).

Um eine qualitative Beziehung dieser Art herzustellen, braucht es Zeit und erfordert das Bemühen („effort“) der Beteiligten, füreinander zu sorgen:

8 Verwandtschaft ist kulturspezifisch und lässt sich nicht allgemeingültig definieren.

„The idea that the normal exchanges of kinship are not an automatic right but a privilege earned through the demonstrated hard effort that goes into nurturing and caring for a child was brought up by several interviewees.“ (Carsten 2000, 691)

Der Verwandtschaftsstatus muss demnach erst verdient werden, er ist keineswegs durch die Geburt oder die Zeugung gegeben. Wie schon Weston (1991) davor, folgert Carsten (2000), dass das miteinander Verwandtsein eine aktive Herstellungsleistung braucht. Carsten fand in ihrer Studie zudem heraus, dass das Kennenlernen der Herkunftsfamilie zur Identitätsfindung adoptierter Personen unabdingbar ist. Die eigene Herkunft und Abstammung sind ein Teil der persönlichen Biographie eines Menschen, über die er/sie möglichst vollständig Bescheid wissen will.

Neben der kulturellen Bedeutung von Abstammung und Verwandtschaft sowie der persönlichen Bedeutung für die Beteiligten verweisen die Bezeichnungen *biologische* bzw. *leibliche* oder *soziale Elternschaft* auch auf die möglichen Funktionen von Eltern. Das Begriffspaar „leibliche Eltern“ verweist auf die biologisch-genetische Beziehung zwischen Eltern und Kindern, impliziert aber gerade durch seine Verwendung, dass es noch andere Arten von Elternschaft geben muss. Laszlo A. Vaskovics (2011) segmentiert Elternschaft in vier Teile, je nach Entstehungs- und Begründungszusammenhang. Ihm nach gibt es *biologische* Eltern durch Zeugung und Geburt, *soziale* Eltern durch das Wahrnehmen normativer Elternrechte und -pflichten, *genetische* Eltern durch neue Reproduktionstechnologien und *rechtliche* Eltern durch eine Art von Legitimation. Ein Elternteil kann eines, mehrere oder alle Segmente innehaben. Diese Unterteilung beruht auf einigen Entwicklungen von Familie, Elternschaft und Kindheit, die Vaskovics (2009, 270f) als modern bezeichnet, u.a. die Entkopplung von Sexualität und Fortpflanzung oder von Partnerschaft und Elternschaft. Ein Pflegekind stammt biologisch betrachtet von anderen Personen ab als denjenigen, die es aufziehen: Pflegeeltern sind die sozialen Eltern; die Eltern, die das Kind zur Pflege freigaben, sind die biologischen Eltern. Die rechtliche Elternschaft für ein Pflegekind kann sogar dreigeteilt sein. Einen Teil übernimmt das Amt, ein Teil wird den Pflegeeltern übertragen und ein Teil bleibt bei den leiblichen Eltern. Diese unterschiedlichen Bezeichnungen von Eltern zielen darauf ab, die Funktionen derselben sozialwissenschaftlich noch differenzierter betrachten zu können. In vorliegender Forschungsarbeit, in der die objektiven Funktionen von Eltern nur am Rande von Interesse sind, eignen sie sich jedoch als Analysewerkzeug, um zum Kern dessen vorzudringen, was die ForschungsteilnehmerInnen darüber denken und wie sich ihre Einstellungen im Tun niederschlagen.

Ein Gesprächsauszug des Pflegeelternpaares Leonie (L) und Angus (A) Kapeller in der ersten Spalte der nachfolgenden Tabelle zeigt, wie eine Auseinandersetzung mit der Frage der Herkunft erfolgen kann. In der zweiten und dritten Spalte gebe ich Einblick in meine Vorgehensweise bei der Datenauswertung in Anlehnung an die Grounded Theory, bestehend aus Kodierung und Memo-Schreiben. Das Memo wird hier auf Grund seiner Länge nur zum Teil abgebildet, da es ohnehin in der Analyse im Anschluss enthalten ist. Die Pflegeeltern rekonstruieren gemeinsam das erste Kennenlernen mit dem Pflegekind. Die Pflegemutter gibt an, dass es zwischen ihr und dem Kind erst zu einem späteren Zeitpunkt „gefunkt“ hat als beim Pflegevater (vgl. Kapeller # 1 S. 33/ Z. 1419).

Tabelle 1: Kapeller #1, S. 33/ Z. 1423-1434, Kodierbeispiel line-by-line coding und Memo

Transkript	Paraphrase/ Codes	Memo
<p>L: <i>Ja, viel später weil (1) weil ich auch äh (1) auch seiner Familie gegenüber skeptisch war (1) erstens, und zweitens war das für mich nicht so einfach, also (1) der Angus sagt immer: "Das ist mein Kind" Und ich sage immer "Das ist unser Pflegekind" und er sagt "Es ist egal, ob Pflege oder nicht" und ich sage "Ja, aber rein genetisch zu sehen, ist er ein Pflegekind! Ich habe ihn nicht im Bauch ausgetragen und er hat ihn nicht erzeugt!"</i></p>	<p>Zuneigung zum Pflegekind entwickelt sich erst allmählich; Skepsis gegenüber Herkunftsfamilie; „fehlenden Abstammung“ problematisch; Anerkennung des PK durch Pflegevater; Pflegermutter betont Pflege-Verhältnis über biolog. Verwandtschaft; Widerstreit zwischen Ehepaar, ob biologische Abstammung bedeutungsvoller als soziale; biologischer Vorgang der Zeugung und Schwangerschaft wichtig.</p>	<p>(biologische und soziale) Abstammung Innerhalb des Pflegeelternpaares herrscht unterschiedliche Ansicht darüber, wie das Verwandtschaftsverhältnis zum Pflegekind zu deuten ist. Die Pflegemutter betont die genetische Sichtweise, die Beziehung zum Kind erlangt durch Zeugung, Schwangerschaft und Geburt eine andere Qualität. Der Pflegevater widerspricht der Relevanz der Genvererbung. Er erkennt sein Pflegekind wie seinen leiblichen Sohn als von ihm abstammend. Er macht keinen Unterschied zwischen biologischer und sozialer Abstammung. ... usf.</p>
<p>A: <i>Ja ich habe den Trottel auch nicht im Bauch ausgetragen [meint seinen leiblichen Sohn Benjamin], also was soll's [lacht, etwas grantig].</i></p>	<p>PV zieht genetische Abstammung ins lächerliche; Widerspricht der Relevanz von genetischer Abstammung.</p>	<p>... usf.</p>
<p>L: <i> Also rein genetisch gesehen ist es ein Pflegekind, ob wir ihn als eigenen halten, das ist was anderes! Aber rein genetisch nicht! [...]</i></p>	<p>Aus genetischer Sicht gibt es einen Unterschied zwischen LK und PK: Ein PK kann so wie ein LK behandelt werden; Der Unterschied bleibt aufrecht;</p>	

Der Auszug zeigt die gegensätzliche Auffassung der Pflegeeltern zur Bedeutung von Abstammung und Verwandtschaft. Für die Pflegemutter Leonie ist offenbar die genetische Verwandtschaft zwischen Eltern und Kindern wichtig. Ihrer Argumentation folgend macht es einen Unterschied, ob ein Kind durch Zeugung, Schwangerschaft und Geburt mit seinen Eltern verbunden ist oder durch vertragliche (rechtliche) Vereinbarung, wie es bei Pflegekindern der Fall ist: *„Ja, aber rein genetisch zu sehen, ist er ein Pflegekind! Ich habe ihn nicht im Bauch ausgetragen und er hat ihn nicht erzeugt!“* Die Elternschaft und Beziehung zum Kind bekommt dadurch eine andere Qualität - in welcher Weise anders bleibt aber unklar. Die Pflegemutter beschreibt, dass sich ihre Zuneigung zum Pflegekind erst mit der Zeit entwickelt. Sie bringt die verspätete Entwicklung des Gefühls der Zuneigung mit der fehlenden biologischen Abstammung zwischen ihr und dem Pflegekind in Verbindung. Die zwei Aspekte der Abstammung, der physische Vorgang der Geburt und die Genvererbung, werden hier mit Bedeutung versehen: Für die Pflegemutter könnte „ein Kind im Bauch austragen“ und die genetische Verwandtschaft zum Kind, die emotionale Verbundenheit zwischen Mutter und Kind, von Anfang an, bedeuten - so als würde durch die Zeugung und die Geburt eine diffuse Art von Beziehung entstehen. Kurz darauf aber verneint sie eine besondere Auswirkung der biologischen Abstammung auf die Interaktion zum Kind, indem sie einwirft, dass es auch ohne verwandtschaftliches Verhältnis möglich ist, ein Kind wie ein eigenes aufziehen: *„ob wir ihn als eigenen halten, das ist was anderes“*. Es wird eine Grenze zwischen der Einstellungs- und der Handlungsebene gezogen: Sie betont zuerst die genetische Abstammung des Pflegekindes, um gleich darauf festzustellen, dass ein Pflegekind genauso wie ein eigenes aufgezogen werden kann. Die Pflegemutter befindet sich in einem Dilemma: Soll der gemeinsamen Abstammung Relevanz beigemessen werden? Und wenn ja, wirkt sich die nicht vorhandene genetische Verbindung auf die Beziehung zum Kind aus und wie kann damit umgegangen werden? Diese Fragen werden aufgeworfen, weil, den Daten folgend, die gemeinsame Abstammung eine Art emotionale Verbindung und Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen den Generationen konstruiert oder zumindest symbolisch aufgeladen ist. Die Pflegemutter kann nicht auf dieses wirksame Konstrukt aufbauen und das schafft Verunsicherung bei ihr. Die Verunsicherung auf diskursiver Ebene ließ sich allerdings nicht auf der Handlungsebene, im alltäglichen Zusammenleben mit dem Pflegekind, beobachten. Die Pflegemutter versorgt und erzieht das Kind und der kommunikative Austausch und die Zärtlichkeiten auf körperlicher Ebene zwischen den beiden verweisen auf ein enges Näheverhältnis. Ebenso beim Pflegevater derselben Familie, welcher der Bedeutung der genetischen Abstammung widerspricht, indem er seinen Pflegesohn direkt mit seinem leiblichen Sohn vergleicht. Außerdem verwandelt er das biologische Diktat, dass nur Frauen Kinder

gebären können, ins Gegenteil: „*Ja ich habe den Trottel auch nicht im Bauch ausgetragen* [meint seinen leiblichen Sohn Benjamin], *also was soll's* [lacht, etwas grantig].“ Durch die Verkehrung stellt er den Einfluss von Geburt und Schwangerschaft auf die Persönlichkeit des Kindes in Frage. Wie später genauer erläutert wird, erachtet er den Analysen zufolge erst die Sozialisation des Kindes als wichtig für die Beziehung zum Kind (Kapeller #1 S. 33/ Z. 1423-1434).

Die Pflegemutter Manuela Hochhauser dagegen setzt sich mit dem Thema der Herkunft und Abstammung auseinander, indem sie sich über die Bezeichnungen Herz- bzw. Bauchmama Gedanken macht. Bauchmama ist eine mögliche Bezeichnung für die leibliche Mutter des Kindes, Herzmama ist eine Bezeichnung für die Pflege- oder Adoptivmutter⁹. Die Benennungen werden gelegentlich im Pflege- und Adoptionswesen zur Unterscheidung verwendet. Manuela kritisiert diese Benennungen: Erstens empfindet sie sie als abwertend gegenüber der leiblichen Mutter, da die Konnotation mit Herz positiver als die mit Bauch ist. Zweitens fehlt ihres Erachtens den Kindern das Verständnis für diese Abstraktion. Als Dritte und für die Bedeutung von biologischer Abstammung bezeichnende Begründung nennt sie den Nutzen, den die Bezeichnung für manche Pflegeeltern habe. Diese Unterscheidung Herz- und Bauchmama ist einzig für Pflegeeltern hilfreich, die den fehlenden biologischen Begründungszusammenhang von ihrer Beziehung zum Kind ausgleichen wollen:

„[verärgert] *Na, sicher hilft's ihnen selber, das ärgert mich ja so, ja. Das das Kind bei ihnen auch wo gewachsen ist. Ja, ist das so wichtig, ob das Kind wo gewachsen ist? Ich weiß nicht, ich finde das komisch.*“ (Hochhauser #2 S. 6/ Z. 261-263)

Die Kritik an der Benennung lässt einerseits ihre Einstellung zum Thema Verwandtschaft und Abstammung in Pflegefamilien erkennen. Für Manuela scheint das Heranwachsen des Kindes im Mutterleib nicht von Bedeutung für ihr Verständnis von Elternschaft zu sein (vgl. Hochhauser #2 S. 6/ Z. 261). Zum anderen spricht die Pflegemutter in ihrer Darstellung die Schwierigkeit an, in der sich manche Pflegeeltern (u. a. auch Leonie) befinden, wenn es um die nicht vorhandene biologische Abstammung und fehlende biologische Vorgänge wie die Schwangerschaft geht. Das Heranwachsen des Kindes im Bauch seiner Mutter wird mit dem Heranwachsen im Herzen der Pflegeeltern ersetzt. Für manche Pflegeeltern ist diese Ersatzhandlung anscheinend wichtig und eine Strategie, mit diesem Dilemma umzugehen. Für Manuela ist irrelevant, dass sie mit ihrem Pflegekind Lisa nicht schwanger war, daher greift sie nicht auf diese Ausgleichshandlung zurück. Der Umgang mit Verwandtschaftsbeziehungen kann einen Hinweis darauf geben, wie

9 Das männliche Pendant zu Herz- und Bauchmama tauchte in meiner Forschung nicht auf.

Pflegekinder Herkunft und Abstammung handhaben. Wie die Autorinnen Mason und Tipper (2008) herausfanden, wird ein Verwandtschaftsverhältnis gerade bei Kindern oft durch eine emotionale und nicht ausschließlich durch eine biologischen Verbindung definiert¹⁰. Zwischen Pflegemutter Leonie und Pflegesohn Timur entwickelt sich eine Diskussion darüber, wer zu den Geschwistern des Pflegekinds gezählt werden darf (vgl. Kapeller #2, S. 1/Z. 44ff). Die Pflegemutter sieht nur die weiteren Kinder von Timurs leiblichen Eltern als seine Geschwister an. Timur selbst zählt hingegen auch die leiblichen Kinder seiner Pflegeeltern zu seinen Geschwistern. Timur bewertet die Zugehörigkeit zu seinen engen Angehörigen nach anderen Maßstäben als seine Pflegemutter: Dass für ihn die Kinder seiner Pflegeeltern als Geschwister gelten, zeigt, dass er nach der Qualität der Beziehung bzw. nach emotionalen Merkmalen urteilt (vgl. Weston 1991, Weeks/ Heaphy/ Donovan 2001) und dass Zeit und Kontinuität bei der Beurteilung eine Rolle spielen (vgl. Carsten 2000). Mit den Kindern der Pflegeeltern hat Timur einen engen und regelmäßigen Umgang. Gegen diese Annahme spricht, dass er seine leiblichen Geschwister, die er kaum sieht, ebenso zu seinen Geschwistern reiht. Das lässt vermuten, dass biologische Vorstellungen darüber, wer als Geschwister zählt, eine normative Wirkung haben.

Die Auffassung, dass Familien ausschließlich auf einem biologischen Entstehungszusammenhang beruhen, kann außerdem normativ wirken, indem sie eine Normalität definieren. Dem Pflegekind Katrin ist es sehr wichtig, dass die Umgebung, also familienfremde Personen, mich als Forscherin eingeschlossen, nicht wissen, dass sie ein Pflegekind ist.

„[...] momentan will sie ja eigentlich eher, sie möchte lieber, dass sie ganz normal in einer Familie aufwächst, dass wir ihre Eltern wären und so, das wäre ja eigentlich das.“
(Fuchs #2, S. 2/ Z. 54-56)

Zum Zeitpunkt meines Kontaktes zur Pflegefamilie war der Pflegekind-Status ein Thema, welches das Mädchen in Wut und Trauer versetzte. Nach Erzählungen der Mutter belastet es das Mädchen, nicht „aus dem Bauch der Mama gekommen“ zu sein. Ihre Pflegemutter erzählt mir am Telefon von der Angst, von Schulfreundinnen als „anders“ wahrgenommen zu werden. Die Mutter bat mich auch um Rücksichtnahme. Innerhalb der Familie Fuchs wird offen, aber einfühlsam über die Herkunft von Katrin gesprochen – ohne es übermäßig oft zu thematisieren, so mein Eindruck aus den Beobachtungen (vgl. Fuchs #1, Memo S. 1/ Z. 22ff).

Durch Katrins Wunsch zur Geheimhaltung wird unter anderem die allgemein verbreitete Wahrnehmung von Familien, die nicht auf biologischer Reproduktion aufbauen, deutlich:

10 Vgl. hierzu das Kapitel im Theorieteil der vorliegenden Arbeit.

Pflegefamilien werden offenbar als nicht normal wahrgenommen. Wie schon in der Forschung von Jones und Hackett kann es der zweitklassige Rang sein, der *fiktiver* Verwandtschaft beigemessen wird, der dazu führt, dass das Mädchen ihre familiäre Situation geheim hält.

Den Beobachtungen folgend wurde in den Pflegefamilien in einem sehr persönlichen, vertrauten Verhältnis miteinander gelebt. Die Kommunikation miteinander, der Körperkontakt, die Intimität der Erwachsenen zum Kind und umgekehrt kann als *familiär* bezeichnet werden. In den Gesprächen innerhalb der Familienmitglieder und auch mit mir passiert dennoch ein Austausch über die Verwandtschafts- und Abstammungsverhältnisse, der zeigt, dass diese Thematik im Alltag der Pflegefamilien relevant ist. Die erwähnten wissenschaftlichen Auffassungen und Forschungsergebnisse von Verwandtschaft kamen in der Forschung mit Pflegefamilien zum Tragen: Zum einen das Bewusstsein über die Rezeption von Blutsverwandtschaft in den Pflegefamilien selber und in ihrem Umfeld, zum anderen die Möglichkeit, dass Verwandtschaft durch die eigene Wahrnehmung und die Bewertung der Qualität der Beziehung bestimmt wird.

4.1.3. Die soziale Herkunft als Alternative für Pflegefamilien

Das Ausmaß des Einflusses der Gene und im Gegensatz dazu des Einflusses der Umwelt auf die Persönlichkeit eines Menschen wird von Pflegefamilien ebenfalls zur Diskussion gestellt: Diese Streitfrage wird oft mit den Polen *nature* (genetische Anlage) und *nurture* (Umwelt) gegenübergestellt und der jeweilige Einfluss auf die Persönlichkeit eines Menschen erforscht. Um den Einfluss des *nurture* geht es im folgenden Abschnitt. Ein Pflegevater betrachtet die Sozialisation in seiner Familie als einflussreicher für die Beziehung zum Pflegekind als beispielsweise die bereits besprochenen Aspekte der gemeinsamen Abstammung oder der Ethnizität.

Bei der Herkunft im sozialen Sinn kann ein Konnex zu Pierre Bourdieus Konzept des Habitus (1979) gezogen werden: Das soziokulturelle Erbe wird ihm nach durch die soziale Herkunft bestimmt und wirkt darauf zurück. Sozialisation und Umwelt vermitteln bestimmte Dispositionen, die verinnerlicht werden und in dialektischer Weise wiederum die äußere Struktur beeinflussen. Zur Soziokultur eines Menschen können auch materielle und immaterielle Ressourcen gezählt werden wie soziale Stellung, Eigentum oder Wissen. Im Zusammenhang mit Pflegefamilien soll der Aspekt der Sozialisation hervorgehoben werden.

Sozialisation ist ein vielschichtiges Konzept der Familienforschung, das je nach zugrundeliegender Theorie-Einbettung unterschiedlich betrachtet werden kann. Für Bourdieu ist

Sozialisation die Habitualisierung, also die Aneignung von Wahrnehmungs-, Denk-, Urteils- und Handlungsschemata. Für Huinink und Konietzka (2007, 190) ist Sozialisation ein Prozess der Entwicklung der Persönlichkeit eines Menschen, der ein Leben lang andauert. Er umfasst nicht nur die passive Prägung, beispielsweise durch die Eltern, sondern auch die aktive Aneignung des Individuums durch seine Auseinandersetzung mit den Lebensrealitäten. Es können zu Recht Parallelen zwischen der Habitus­theorie von Bourdieu und anderen Vorstellungen von Sozialisation gezogen werden (Zimmermann 2006, 52f). Es wird davon ausgegangen, dass die primäre Sozialisation in der Familie stattfindet, immer in Abhängigkeit von Einflüssen, die mit Bourdieu als Kapitalsorten (ökonomisches, kulturelles, soziales und symbolisches Kapital) bezeichnet werden können. Die Sozialisation wird bestimmt durch Vorhandensein und Ausmaß der Kapitalarten im Umfeld des Kindes: Welchen Schulabschluss haben die Eltern (kulturelles Kapital)? Über welche sozialen Beziehungen verfügen sie (soziales Kapital)? Sind sie wohlhabend (ökonomisches Kapital)? Wird ihnen Anerkennung und Vertrauen zuteil (symbolisches Kapital)? Die Sozialisation prägt den Habitus des Kindes, der Habitus wird Teil der Persönlichkeit, wo vorher nur ein „mit einer biologischen Ausstattung versehener menschliche Organismus“ war (Hurrelmann 2006, 15). Eltern tragen zur Persönlichkeitsbildung des Kindes bei, ob nun bewusst oder unbewusst, aktiv oder passiv.

Diesen Beitrag sieht Pflegevater Angus als hauptsächlich­en Faktor bei der Bewertung seiner Beziehung zum Pflegekind Timur. Er widerspricht der Relevanz von Genvererbung durch Zeugung und den anderen biologisch-genetischen Vorgängen und hat für sich einen anderen Umgang mit der fehlenden gemeinsamen Abstammung gefunden, mit der seine Partnerin hadert. Seine persönliche Lösung des Dilemmas ist, die Herkunftsfrage mit der Sozialisation zu beantworten. Sein Kind ist jenes, das er erzieht und das durch sein Umfeld geprägt wird. Damit verliert die genetische Abstammung ihre Bedeutung und das Augenmerk liegt auf der sozialen Herkunft – auf die er seit Timurs zweitem Lebensjahr Einfluss nimmt. Er erkennt sein Pflegekind Timur, ebenso wie seinen leiblichen Sohn Benjamin, als von ihm abstammend an, weil er beide von klein auf geprägt hat. Diesen Standpunkt macht Angus in einigen Aussagen deutlich. Hier im Gespräch mit seiner Frau Leonie:

A: Nur ob der Muslim ist oder ned ist mir doch scheißegal, wenn der eineinhalb Jahre alt ist? Ich mein, bei aller Liebe.

L: Ja, aber wegen wegen seiner leiblichen Familie. //mhm//

A: Wurscht, wenn der da aufwachst, das ist ihm scheißegal. //ja, ja//

(Kapeller # 1 S. 32/ Z. 1402-1405)

Derselbe Pflegevater prägt auch den in-vivo-code: „*Aus jedem Dorf kommt ein Hund*“, der seine Lösungsstrategie meines Erachtens nochmals verdeutlicht. Er beschreibt mit dem Spruch, der eigentlich auf einer Redewendung aus dem Spiel Skat beruht, seine Familie. Seine persönliche Deutung des Ausspruchs lautet, dass die Personen seiner Familie aus verschiedenen Regionen zusammenkommen: „*Es gibt viele zugelaufene Hunde in einem Dorf und keiner kann mehr sagen woher der Hund kommt*“ (Kapeller #2 S. 1-2/ Z. 53-54). Seine Familie ist wie das Dorf, die Hunde symbolisieren die Familienmitglieder, deren Herkunft nicht mehr feststellbar ist und somit unwichtig wird. Wichtig ist hingegen die gemeinsame Sozialisation, die das Zusammenleben im Dorf ermöglicht. Verwandtschaft ist demnach nicht nur eine Beziehung, die durch Geburt entsteht, sondern muss aktiv hergestellt werden. Wird Sozialisation als eine aktive Formung der Persönlichkeit eines Kindes gesehen, so ist sie eine Handlung, die mit Aufwand und Zeit eine verwandtschaftsähnliche Beziehung produziert.

4.1.4. Zusammenfassung der Bedeutung von Herkunft und Abstammung in Pflegefamilien

In der Forschung mit Pflegefamilien konnte eine weitreichende Auseinandersetzung mit der Thematik der Herkunft und Abstammung festgestellt werden¹¹. Die kommunikative Beschäftigung mit der Herkunft des Pflegekindes und seiner leiblichen Familie sowie die unterschiedlichen Strategien des Umgangs damit, konnten als Praktik von Pflegefamilien identifiziert werden.

Die Forschungsergebnisse zeigen, dass die ethnische Herkunft und die Religion eines Pflegekindes Auswirkungen auf seine Vermittlung zu einer Pflegefamilie haben können. Bei der Religionszugehörigkeit ist fraglich, ab welchem Alter ein Kind als religiös geprägt gilt. Kinder, die einer vorurteilsbehafteten Ethnie oder Religion angehören, sind von Diskriminierung betroffen, weil sie weniger gerne von Pflegeeltern aufgenommen werden. Andererseits zeigte das Gespräch mit den für Pflschaftsrecht zuständigen SozialarbeiterInnen, dass Vorurteile eine Realität sind, mit der gerade im Sinne des Kindeswohls ein Umgang gefunden werden muss. Die künftigen Pflegeeltern dürfen in ihren Ressentiments weder bestärkt werden, noch sollen die Vorbehalte zu Lasten der Kinder ignoriert werden.

Des Weiteren hat die Forschung gezeigt, dass sich Pflegeeltern und -kinder mit der biologischen Abstammung auseinandersetzen. Der Umgang mit der Abstammung ist zwiespältig: Einerseits

¹¹ Wahrscheinlich spielt hier auch meine Anwesenheit als Wissenschaftlerin, die Pflegefamilien erforscht, eine Rolle.

gibt es die Verpflichtung und den Wunsch zur Auseinandersetzung. Andererseits löst die Auseinandersetzung Verunsicherung bei den Erwachsenen und den Kindern aus. Geburt und Konsanguinität beinhalten scheinbar eine emotionale bzw. symbolische Komponente, die von Pflegefamilien neu gedeutet werden muss. Die Bedeutung von biologischer Abstammung (Blutsverwandtschaft) als beziehungsgenerierender Faktor wird von Pflegefamilien in Frage gestellt. Pflegekinder und Pflegeeltern stehen vor der Aufgabe, Symbole von Verwandtschaft neu zu deuten bzw. anders zu bewerten: Zeugung, Geburt oder die Gleichheit der Gene sind kein Garant für eine Beziehung, vielmehr sind es Zeit, Kontinuität und Alltag, die eine Beziehung entstehen lassen (vgl. Carsten 2000, 696). Auch wenn der biologischen Definition von Verwandtschaft eine Vormachtstellung zuteil wird, zeigen Pflegefamilien, dass es nicht nur diese Möglichkeit gibt, Verwandtschaft und Abstammung zu bestimmen. Die Besuchskontakte und die Verpflichtung zur Aufrechterhaltung des Kontakts zur Herkunftsfamilie haben bei Pflegefamilien eine spezielle Bedeutung für die Auseinandersetzung mit Herkunft und Abstammung. Die Relevanz der Verbindung zur Herkunftsfamilie wird per gesetzlichen Bestimmungen festgehalten. Der zweitklassige Status stellt besonders für Kinder, die nicht gerne eine Außenseiterposition einnehmen wollen, eine Problematik dar. Eine Strategie, die biologisch-genetische Hegemonie zu unterlaufen, ist Verwandtschaft emotional zu definieren und sich auf die Beziehungsqualität zu berufen. Die fehlende Abstammung kann als wichtig oder unwichtig für die Beziehung zum Kind erachtet werden. Aber selbst wenn auf Grund der biologischen Abstammung zwischen leiblichen Kindern und Pflegekindern ein Unterschied gezogen wird, hat das nicht unbedingt eine Auswirkung auf den Umgang mit dem Kind. In den Beobachtungssituationen sorgen sich die Pflegeeltern liebevoll und fürsorglich um ihr(e) Pflegekind(er).

Eine andere Strategie lenkt den Fokus weg von der Genetik oder Biologie hin zur Sozialisation und dem Aufziehen des Kindes. So wird *nurture* (im Gegensatz zu *nature*) zur Familien- und Verwandtschaftsherstellung als wichtiger erachtet als Zeugung/Geburt oder Genvererbung. Sozialisation und die Herstellung einer qualitativen Beziehung innerhalb der Familie brauchen Kontinuität, Alltag und Zeit.

4.2. Familie gründen und helfen wollen: Über die Motive und Selbstverständnisse von Pflegeeltern und Pflegefamilien

Die Gründe dafür, ein Pflegekind aufzunehmen, können vielfältig sein und hängen davon ab, welche Erwartungen werdende Pflegeeltern an die Aufnahme eines Pflegekindes knüpfen (vgl. Sauer 2008; Geserick/ Mazal/ Petric 2015). Bei den in meiner Forschung teilnehmenden Pflegefamilien zeigten sich hauptsächlich zwei voneinander zu unterscheidende Motive: Die Erfüllung eines Kinderwunsches und einem Kind helfen zu wollen. In der Kategorie *Helfen* taten sich dann zwei Ausprägungen hervor: das eher religiös motivierte Helfen und das eher altruistisch motivierte Helfen. In diesem Kapitel wird versucht, diese zwei, den Erzählungen und Handlungsweisen der Pflegeeltern impliziten, Tendenzen, zu rekonstruieren. Im selben Abschnitt wird noch das Phänomen der moralischen Bewertung der Aufnahmemotive in egoistische und altruistische Beweggründe diskutiert. Durch die intensiven Gespräche mit den Pflegeeltern, die sich auch über mein Forschungsinteresse hinaus bewegten, sowie meinen Beobachtungen, bekam ich einen Einblick in Einstellung und Gesinnung meiner ForschungspartnerInnen. Daraus konnte auch ihr persönliches Verständnis von (Pflege-)Familie und (Pflege-)Elternschaft erschlossen werden. Es gelangt zur Diskussion, dass das Selbstverständnis als Pflegefamilie bzw. Pflegeeltern wiederum ihre Motivation für die Aufnahme eines Pflegekindes beeinflusst und vice versa. Der Zusammenhang zwischen den Aufnahmemotiven, dem Verständnis von Pflegeelternschaft, sowie der Sicht auf Familie auf der einen Seite und dem Gelingen der Beziehung zwischen den Pflegeeltern und den leiblichen Eltern auf der anderen Seite, wird dargelegt. Schlussendlich wird auf das Bedürfnis der Pflegeeltern eingegangen, von ihrem Umfeld als normale Familie wahrgenommen zu werden.

4.2.1. Kinderwunsch, Nächstenliebe und Solidarität: Über Motive und Moral

Schon Georg Simmel (1908) beschäftigt sich in seiner Abhandlung „Der Arme“ mit den Motiven von HelferInnen. Ihm nach gibt es zwei Antriebe, weshalb *Armen* geholfen wird: „um der eigenen Seele willen“ oder „um der Gesellschaft willen“. Ersteres geschieht aus einem religiösen Impuls heraus, dabei geht es weniger um das Wohl der Empfangenden als um die Errettung der Seele der Gebenden:

„Das spätere christliche Almosen ist desselben Wesens: es ist nichts als eine Form der Askese, oder ein 'gutes Werk', das das jenseitige Schicksal des Gebers verbessert.“
(Simmel 1992, 516).

Caritas, die selbstlose Hilfe am Nächsten, ist mit der religiösen Überzeugung verbunden, es bringe den/die Gebende/n Gott näher. Dadurch wird die Selbstlosigkeit der Tat in Frage gestellt, denn „das Motiv der Gabe liegt ausschließlich in der Bedeutung des Gebens für den Gebenden.“. Den zweiten Antrieb zum Helfen sieht Simmel im Gedanken der Wohlfahrt verwirklicht. Die Wohlfahrt soll den Empfangenden von einem „schädigenden Feind der Gesellschaft“ zu einem „fruchtbaren“ Mitglied machen. Den Armen wird also nur geholfen, damit sie der Allgemeinheit nicht zur Last fallen. Simmel deutet auch bei dieser Motivation einen egoistischen Selbstzweck (vgl. Simmel 1992, 516). Überlegungen zu den Beweggründen vom Helfen und zum Verhaltensantrieb allgemein münden nicht selten in einer Abwägung der Kosten bzw. dem Nutzen für die Handelnden. Die Kosten-Nutzen-Maxime in ihrer Reinform ist in der Rational Choice Theory wiederzufinden, die in jedem menschlichen Handeln den egoistischen Drang zur Nutzenmaximierung festmacht (siehe Zusammenfassung von Treibel 2006, 129ff). Als die *echte* selbstlose Handlungs- und Denkweise und Gegenprogramm zum eher negativ bewerteten Egoismus, gilt hingegen der Altruismus. In Simmels Abhandlung zur Moral (1989) sind der Antrieb des Menschen nicht nur die Selbstliebe und Selbsterhaltung, sondern genauso das Leben für andere, das heißt der Altruismus. Stellen die Pflegeeltern der Forschung ihre Motive für die Aufnahme eines Pflegekindes dar, so ist es implizit Thema, ob es nun eine selbstlose, und damit als gut bewertete Tat ist, oder aus eigennützigen Gründen geschieht, was eher negativ bewertet wird.

In der Zusammenfassung von Heinz Abels (2009) sind Werte und, in der strengeren Ausführung, Normen kollektive Vorstellungen darüber, was erstrebenswert ist und wie gehandelt werden soll. Kollektiv meint auch, dass sie an eine gewisse Kultur und Zeit gebunden sind und keine objektive Gültigkeit besitzen (vgl. Abels 2009, 15f). Als Moral kann die Gesamtheit der Normen und Werte bezeichnet werden. Nach Gabriel Abend (2008, 88) ist Moral, bzw. sind Normen und Werte sozial konstruiert. Die moralische Bewertung in gute oder schlechte, richtige oder falsche Absichten, ist nach Abend (2008) keine Aufgabe der Soziologie und auch nicht dieser Arbeit. Vielmehr ist es von Interesse, welchen Sinn die moralische Bewertung der Aufnahmemotive eines Pflegekindes hat und was die Motive der Pflegeeltern über die Herstellung von Pflegefamilie aussagen können. Wie Ribbens McCarthy, Edwards und Gillies (2000, 786f) in ihrer Forschung über Stieffamilien herausfanden, wollten ihre InterviewpartnerInnen eine

adäquate und akzeptierte moralische Identität präsentieren, sie erzählten „moral tales“:

„The issue is not whether or not they were telling us the 'truth' or providing 'accurate' description of their (step)parenting practices. Rather, it is their interpretation of what constituted the 'right' thing to do.“ (Ribbens McCarthy/ Edwards/ Gillies 2000, 787f)

Das “Richtige” wird bestimmt durch den moralischen Imperativ, der unter anderem besagt, dass bei verantwortungsbewussten Eltern die Bedürfnisse der Kinder immer an erster Stelle stehen sollen. Die sogenannte „Ethik der Fürsorge“ ist sozial konstruiert und wirkt auch bei anderen Familienformen (vgl. Ribbens McCarthy/ Edwards/ Gillies 2000, 787f).

Stefanie Sauer (2008) unterscheidet in ihrer Studie zwischen „karitativen Beweggründen“ und „ungewollter Kinderlosigkeit“, die zu einer Aufnahme eines Pflegekindes führen. Im Forschungsbericht über Pflegeeltern in Österreich (Geserick/ Mazal/ Petric 2015) ist ebenfalls von jenen zwei Motiven, dem „Kinderwunsch“ und einem Kind „etwas Gutes tun“ zu wollen, die Rede. Manche Paare oder einzelne Personen, erfüllen sich ihren Wunsch nach einem *eigenen Kind* und der Gründung einer Familie mit der Aufnahme eines Pflegekindes. Pflegeelternschaft wird darüber hinaus als eine Alternative zur Adoption gesehen, da die Adoption eines Kindes ein langwieriges und aufwändiges Prozedere mit sich bringen kann. Die Motivation, sich einen Kinderwunsch zu erfüllen, wird außerdem mit dem vermehrten Ansuchen nach möglichst jungen Kindern in Verbindung gebracht, wie Geserick, Mazal und Petric (2015, 87f) im Gespräch mit ExpertInnen des Pflegekinderwesens feststellen. Das Motiv der ungewollten Kinderlosigkeit wird moralisch als eigennützig bewertet: Die ForscherInnen berichten jedenfalls, dass den ExpertInnen diese Motivation im Gegensatz zum uneigennütigen Helfen wollen nicht ganz legitim erscheint (vgl. Geserick/ Mazal/ Petric 2015, 89).

Karitative Beweggründe¹², wie Sauer (2008, 51) das zweite große Motiv nennt, oder etwas Gutes tun, wie es im erwähnten Forschungsbericht genannt wird, beruht auf der Vorstellung, dass einem Kind aus schwierigen Verhältnissen geholfen wird und ihm eine zweite Chance gegeben werden soll. Die Chance umfasst das Aufwachsen in einer familienähnlichen Zusammenhang, sowie die Abwendung einer Heimunterbringung des Kindes (vgl. Geserick/ Mazal/ Petric 2015, 90). Letztendlich ist es aber ein Zusammenspiel von vielen verschiedenen Motiven, die dazu führen ein Pflegekind aufzunehmen, wie am folgenden Beispiel deutlich wird.

12 Diesen Beweggrund als karitativ zu bezeichnen, ist meines Erachtens zu eng gefasst. Caritas meint christliche Nächstenliebe und Wohltätigkeit und ist mit Religion und Glauben verbunden. In meiner Forschung zeigte sich aber, dass auch aus anderen Werthaltungen, als jenen der Religiösen, geholfen werden wollte.

Kinderwunscherfüllung

Das Motiv für die Aufnahme eines Pflegekindes der alleinerziehenden Pflegemutter Manuela ist die Erfüllung des persönlichen Kinderwunsches: *„Ich wollte einfach ein Kind haben.“* (Hochhauser #1 S.13/Z. 605). Frau Hochhauser hat im Gegensatz zu den anderen teilnehmenden Pflegefamilien (noch) keine leiblichen Kinder und ist zum Zeitpunkt der Aufnahme ihrer Definition nach in einem passenden Alter, um ein Kind zu bekommen:

„Und ich bin ja auch- jetzt bin ich sechsunddreißig, ich war damals auch schon vierunddreißig oder so und es ist dann halt auch schon spät irgendwie.“ (Hochhauser #2 S.16/ Z. 693-695)

Durch ihre Überlegungen bezüglich ihres Alters, ihrer Definition von *im richtigen Alter für ein Kind* zu sein und nicht zu spät Mutter zu werden, praktiziert sie Familienplanung. Familienplanung, verantwortete Elternschaft und Geburtenkontrolle sind Erscheinungen des zwanzigsten Jahrhunderts. Elternschaft aus Gründen der Altersvorsorge wird zur verantworteten Elternschaft; Zeitpunkt der Geburten und Anzahl der Kinder werden so geplant, dass sie verantwortungsvoll versorgt und erzogen werden können (vgl. Jensen 2009, Büchner 2010). Manuela betrachtet Anfang Dreißig als passendes Alter für das Aufziehen eines Kindes und bewirbt sich als Pflegemutter. Sie orientiert sich in ihrer Entscheidung für ein Pflegekind und damit gegen andere Möglichkeiten an ihrem Umfeld:

„Dann haben Freunde von mir ein Pflegekind oder die Ausbildung angefangen und haben dann- nein, dann habe ich schon die Ausbildung angefangen- haben die dann das Kind bekommen und- also es hat dann irgendwie alles so gestimmt- weil wie ich das meine Freunde so erzählt habe, oder meinen Freundinnen, die haben gesagt: "Ja! Das passt voll gut."“ (Hochhauser #2 S.17/ Z. 715-724)

Manuela hat Bekannte, die bereits vor ihr den Weg zu einem Pflegekind einschlugen und ihr Freundeskreis ermutigt sie in ihrer Entscheidung. Ihr Umfeld spielt demnach eine entscheidende Rolle für ihre Motivation. Sie beschreibt sich und ihr Umfeld als „wild“ im Sinne von unangepasst und freidenkerisch:

„[...] ich hab mehr die wilden unter Anführungszeichen Freundinnen, aber die sind alle nicht verheiratet und haben die wenigsten eine Beziehung u:nd (1) für die ist das alles normal, also wie man halt Leben will so lebt man [...] die sind halt alle ein bisschen anders.“ (Hochhauser #2 S.17/ Z. 732-740)

Eine Partnerschaft hingegen war für sie unwesentlich, um sich ihr Bedürfnis nach einem Kind zu erfüllen:

„Und ich habe mir das nicht auch schon mit zwanzig überlegt, dass ich mit fünfunddreißig ein Kind haben will und ob ich dann eine Beziehung haben will oder nicht, sondern es ist halt einfach gekommen wie ich, keine Ahnung, Dreiunddreißig war, ja, jetzt will ich eigentlich schon ein Kind. [...]“ (Hochhauser #2 S.17/ Z. 712-715)

Die Entkopplung von Partnerschaft, Sexualität bzw. Ehe und Elternschaft ist eine Erscheinung, auf die die Familienforschung vor nicht allzu langer Zeit aufmerksam wurde (siehe unter anderem Burkart, 2008). Durch Reproduktionsmedizin, durch Adoption oder wie es hier der Fall ist, durch die rechtliche Möglichkeit auch als Einzelperson ein Kind in Pflege zu nehmen, braucht es nicht zwingend eine Partnerschaft oder Sexualität, um Mutter oder Vater zu werden. In Manuelas Entscheidungen spiegeln sich diese Phänomene wider. Traditionelle Formen der Bindung beeinflussen sie wenig in ihren Entscheidungen, sie trifft ihre Entscheidungen individuell. Emotionale Bindungen, wie Freundschaften, werden hingegen als Orientierung wahrgenommen, wie unter anderem von Ulrich Beck (1986) in seinen Analysen zur Individualisierung thematisiert wird. Die genannten Phänomene werden zu den soziologischen Vorstellungen über die moderne Entwicklung von Familie gezählt.

Manuelas Motivation, sich durch die Aufnahme eines Pflegekindes einen Kinderwunsch zu erfüllen, mutet unter Umständen eigennützig an. Sie hingegen beschreibt den eher altruistisch wirkenden Gedanken des Helfens als eigennützig, da er der Hoffnung auf Dankbarkeit entspringt:

„Immer wenn Leute sagen sie wollen was Gutes tun bin ich [unverständlich: weg?] dann kann das nur scheitern. Ich habe auch schon zwei genauso Fälle gesehen, die dann das Kind zurückgegeben haben, weil halt das Motiv war sie wollen was Gutes tun. Ich glaub' damit haltest' es halt einfach nicht aus. Wenn 'st es für was anderes tust und dann kommt keine Dankbarkeit oder so, [lachend] unterschwellig, und dann kann es nur scheitern.“ (Hochhauser #1 S.13/ Z. 605-610)

Sie bricht hier bewusst mit der Vorstellung, dass es weniger legitim ist, Pflegekinder aus eigennützigen Motiven aufzunehmen und bewertet altruistische Aufnahmemotive als scheinheilig. Ihr angedeuteter, unkonventioneller Lebensentwurf, spiegelt sich in diesem Bruch mit gesellschaftlichen Normen wider. Mit Ribbens McCarthy, Edwards und Gillies (2000, 796) könnte außerdem gesagt werden, dass gerade ihr Ausweichen auf einen „moral bypass“, die

Absolutheit des moralischen Imperatives bestätigt. Jegliches Verhalten, das vom moralischen Imperativ abweicht, wirkt weniger moralisch korrekt und muss deshalb umso mehr verteidigt werden.

Altruistisch motiviertes Helfen

Die Erzählungen der Pflegeeltern Kapeller und das Wissen über die Familienanamnese erlauben Rückschlüsse auf ihre Motivation für ein Pflegekind, obwohl sie keine direkten Aussagen darüber machen. Ihre Narrative handeln auffallend oft von solidarischem, selbstlosem Handeln und aufopfernder Hilfsbereitschaft. Aus ihrer Selbstdarstellung kann auf das Motiv des altruistisch motivierten Helfens geschlossen werden.

Pflegevater Angus (A) erzählt mir (N) von einem Arbeitskollegen, der sich ehrenamtlich um einen behinderten jungen Mann kümmert. Er bringt seine Bewunderung ihm gegenüber zum Ausdruck und ich bestätige ihn. Leonie (L) wirft ein, sinngemäß, dass sie ja auch ähnliches tun

N: Gut, dass es noch solche Menschen gibt.

L: Ja, uns gibt es auch.

A: Ja schon. Nur das Opfer musst du mal bringen. Ist ja auch nicht so einfach.

(Kapeller #2, S. 7/ Z. 300).

Die Pflegemutter sieht sich in der Rolle einer Wohltäterin, ähnlich als würde sie eine ehrenamtliche Tätigkeit ausführen. Für Angus bedeutet helfen Opfer zu bringen. Das aufopfernde Helfen wird gesellschaftlich mit dem positiven Wert der Selbstlosigkeit bedacht und ruft Bewunderung hervor. Es folgen weitere Erzählungen über ihre Bereitschaft zu helfen: So überlegten sie beispielsweise einen Flüchtling aufzunehmen, berichten davon wie sie einer mittellosen Studentin etwas um ein Minimum vom Einkaufswert verkauften und wie sie einer Freundin immer wieder Gebrauchsgegenstände schenken (vgl. Kapeller #2, S. 7/ Z. 304):

„L: Ich habe eine Freundin von Polen, sie kommt einmal im Monat zu uns, hilft mir putzen und so und ich gebe ihr dann entweder Gewand oder von der Wohnung Geschirr, was auch immer, aber sie geht [schmunzelnd] immer wieder mit zwei großen Taschen nach Hause [lacht] Und sie sagt immer "Ich bin so froh [klatscht die Hände zusammen] dass ich dich habe, ich habe schon so viel zu Hause " “ (Kapeller #2, S. 14-15/ Z. 613-618)

Sie stellen sich selber als selbstlose, altruistisch denkende HelferInnen dar, die für andere sorgen.

Religiös motiviertes Helfen

Aus den Aussagen von Familie Leitner wurde die zweite Ausprägung des Motiv-Typus *einem Kind aus schwierigen Verhältnissen zu helfen*, hergeleitet. Der Hinweis auf ihr Motiv ergab sich aus einer Geschichte, die sie mir erzählten, weil sie sie als sinngebend für ihr Leben erachten:

„Seesterne werden oft wegen Gezeiten oder einfach so aus dem Meer geschwemmt. Ein Bub steht am Ufer und schmeißt die Seesterne zurück ins Meer. Der Opa kommt daher und fragt ihn, warum er das machte, es sei doch eh sinnlos. Der Bub sagt: Für diesen einen macht es Sinn.“ (Leitner #1, S. 5/ Z. 138-141)

Die Pflegeeltern nahmen das Geschwisterpaar Susanne und Lorenz auf, um „gestrandete Kinder ins Leben zurückzuwerfen“ (Leitner #1, S. 5/ Z. 143). Demnach gilt für sie das Motiv des Helfens: Zusammen mit der Kenntnis über ihren religiösen Hintergrund – sie sind Mitglieder einer freien Christengemeinde und bei meiner Beobachtung leitete ein Gebet das Abendessen ein (Leitner #1, S. 7/ Z. 176) – wird ihr Motiv als Hilfe aus dem christlichen Gedanken der Nächstenliebe interpretiert. Religiöse Personen sehen Helfen als eine Pflicht, die sie Gott näher bringt. Brigitte und Josef Leitner hatten zum Zeitpunkt der Aufnahme des Geschwisterpaares bereits vier leibliche Kinder. Das spricht ebenso dafür, dass dahinter eine andere Motivation steckt, als die Familiengründung oder ein Kinderwunsch. Familie Leitner will den Pflegekindern eine Chance geben, so wie der Bub aus der Erzählung den Seesternen eine Chance gibt. Sie sehen es als ihre Aufgabe und Motivation, diesen Kindern zu helfen. In dieser Geschichte steckt meines Erachtens auch ein Stück weit ihre Selbstwahrnehmung als Pflegefamilie. So kann behauptet werden, dass sich die Pflegeeltern Leitner als Familie betrachten, die Pflegekinder aufnimmt um ihnen ein Familienleben zu ermöglichen – im Gegensatz zur Pflegemutter Manuela, die ein Kind aufnimmt, um zu einer Familie zu werden.

Die Bewertung der Motive als selbstlos bzw. eigennützig zeigt, dass die Pflegeeltern ihre Tätigkeit auch aus moralischen Gesichtspunkten reflektieren (müssen) und sich als moralisch wertvoll Handelnde darstellen wollen. Gerade das Feld Familie ist starken Moralvorstellungen unterworfen: Angefangen bei den Vorstellungen darüber, was eine gute Mutter/ einen guten Vater ausmacht, oder wie eine gute Erziehung gestaltet ist, gibt es unzählige Werte und Normen, die das familiäre Zusammenleben regulieren. Der moralische Imperativ nach Ribbens McCarthy, Edwards und Gillies (2000, 796) besitzt auch bei Pflegefamilien einen Einfluss, denn die selbstvergessene Erfüllung der Pflegetätigkeit bedeutet, seine eigenen Bedürfnisse zurückzusetzen und den Bedürfnissen der Kinder den Vorrang zu geben. Zusätzlich kann

angenommen werden, dass es im Sinne des gesellschaftlichen Zusammenhalts und Weiterbestands ein großes Interesse gibt, dass das Aufwachsen der Kinder möglichst gut funktioniert und schon alleine deshalb hohe moralische Standards auf Familien einwirken. Pflegefamilien, die sich bewusst und freiwillig für das Aufziehen eines fremden Kindes entschieden haben, bleiben davon nicht verschont. Nach Luckmann (1998) gehen moralische Bewertungen mit einer sozialen Achtung oder Ächtung einher. Es ist gesellschaftlich anerkannt, wenn sich Menschen aufopfernd und selbstvergessen für andere einsetzen. Wird hingegen Eigennützigkeit hinter einem Verhalten vermutet, so sinkt die Achtung. Bei Pflegeeltern wird anscheinend erwartet, dass sie die Pflegetätigkeit selbstlos erfüllen, sie werden ob ihrer Aufopferung geachtet. Eine Pflege-Beziehung aus Eigennützigkeit wird hingegen weniger akzeptiert.

4.2.2. Die Selbstwahrnehmung der Pflegeeltern

Zwei Konzepte aus der Familienforschung veranschaulichen die Möglichkeiten, wie Pflegeeltern ihre Rolle definieren können: Das Konzept der „Ersatz-“ oder „Ergänzungsfamilien“ (vgl. u.a. Nienstedt, Westermann 2008, 20) und das „Mutter-/Elternkonzept“ oder „Helferkonzept“¹³ nach Jürgen Blandow (1972 zit. nach Sauer 2008, 36). Definieren sich die Pflegeeltern als Ersatzfamilie für das Kind, so versuchen sie die leiblichen Eltern zu ersetzen und empfinden bspw. deren Recht auf Kontakt zum Kind als störend für ihre familiäre Exklusivität. Sehen sie sich hingegen als Ergänzung zur Herkunftsfamilie, so fällt die Zusammenarbeit mit derselbigen leichter (vgl. Sauer 2008). Ähnliches beinhaltet das Konzept von Blandow (1972 zit. nach Sauer 2008, 36): Definieren sich Pflegepersonen oder -paare als Mutter, Vater bzw. Eltern, entspricht das der Absicht die leiblichen Eltern zu ersetzen, definieren sie sich als HelferInnen, so sehen sie sich als professionelle Ergänzung zur Herkunftsfamilie. Sauer (2008, 36) kommt zu der Auffassung, dass es einen Zusammenhang zwischen den Aufnahme-Motiven und dem Selbstbild der Pflegeeltern gibt: Die Erwartungen, die die Pflegeeltern an die Aufnahme eines Pflegekindes stellen, sind entscheidend für die Ausgestaltung der Beziehung zu den leiblichen Eltern. Demzufolge hängt das Gelingen der Beziehung zwischen Pflegeeltern und Pflegekind auf der einen Seite und zwischen Pflegeeltern und Herkunftsfamilie auf der anderen Seite davon ab, wie die Pflegeeltern ihre Rolle definieren. Im Datenmaterial der vorliegenden Forschung konnten die besagten Dependenz nur ansatzweise und unter Vorbehalt festgemacht werden, da das Forschungskonzept nicht dazu ausgelegt war, das Gelingen bzw. Misslingen der Beziehung

13 Im Folgenden mit der Erweiterung um das Vaterkonzept und mit Einbezug der Helferinnen.

Pflegeeltern-Pflegekind bzw. Pflegeeltern-Herkunftseltern zu beurteilen. Es wurden dennoch einige Indikatoren im Material sichtbar, die einen derartigen Zusammenhang erahnen lassen.

Die Pflegemutter, die sich mit der Aufnahme eines Pflegekindes einen Kinderwunsch erfüllt, kann in der Konsequenz dem Mutter-Konzept zugerechnet werden. Sie beurteilt den Besuchskontakt, die elterlichen Fähigkeiten der leiblichen Mutter, ihr Betragen während der Besuchskontakte auffallend negativ. Ihre Erzählungen über die Besuchskontakte sind vom Fehlverhalten der leiblichen Mutter dominiert, wie folgende Aussage exemplarisch darstellen soll:

„[...] die Mutter hat das Kind halt immer so [hält die Arme so, als würde sie etwas zwischen den Händen tragen, allerdings weit vom Körper entfernt, Anm. der Verf.] gehalten [...] wie wenn 'st ein drei Wochen altes Kind so [macht die Haltung der leiblichen Mutter noch mal nach, Anm. d. Verf.] dann schreit es, ist logisch. //ja ja// die [unverständlich] die hat's einfach nicht drauf.“ (Hochhauser # 2, S. 2/ Z. 67-71)

Bei jener Pflegefamilie mit dem Motiv, einem Kind helfen zu wollen, kommt es tendenziell häufiger zu wertschätzenden oder zumindest neutralen Aussagen über die Herkunftsfamilie. Die Pflegefamilie mit dem humanitären Aufnahmemotiv fördert nicht nur den Kontakt zu Timurs leiblichen Eltern, sondern versucht auch (erfolglos), den Kontakt zu seinen leiblichen Geschwistern herzustellen, die jeweils in unterschiedlichen Pflegefamilien untergebracht wurden (Kapeller #2, S. 37/ Z. 1614ff). Angus und Leonie kritisieren das Vorgehen der Pflegeeltern von Timurs Geschwistern, die das Kontaktrecht der leiblichen Eltern mit rechtlichen Mitteln unterbinden wollen:

L: [...] Aber die anderen zwei Pflegeeltern führen sich komisch auf.

A: Das das ist zum Beispiel eine total interessante, oder ich meine, interessant, ich sag jetzt nur so: "Mühsam. Mühsam." Weil selbst wenn ich [unverständlich] Pflegeeltern sind, dann habe ich immer noch einen Respekt vor den leiblichen Eltern, und ich respektiere Besuchskontakt und des und des und des. Das wird dir ja vorgegeben und du sagst, naja ist ja ok, ist ja ok. Ahm ich denke mir da bei den anderen, die wehren sich mit Anwalt mit alles Mögliche, gell, was die Aufführen?

L: Ja, ja, die versuchen die Kinder von den anderen Eltern komplett fernzuhalten.

A: Und ich denke mir, das bringt 's ja gar nicht, weil irgendwann kommt die Frage. (Kapeller #2 S. 37/ Z. 1592 1603)

Aus diesen Aussagen kann auf eine größere Akzeptanz für das Vorhandensein einer zweiten Familie beim Kind geschlossen werden und dass der Wille zur Zusammenarbeit mit derselben ausgeprägter ist, als es bei Pflegeeltern der Fall ist, die sich als Ersatzfamilie definieren. Dennoch kann diese Annahme zum jetzigen Zeitpunkt nur mit Vorbehalt bestätigt werden. Hier ist sicherlich ein auf diese Fragestellung angepasstes Forschungskonzept nötig.

Familie mit Mehraufwand und semi-professionelle Familie

Im Zusammenhang mit der Professionalisierung von Pflegeelternschaft durch die Möglichkeit einer Anstellung mit Sozialversicherung und Entlohnung, stellt sich die Frage, wie die Pflegeeltern ihre Tätigkeit definieren wollen. Im Forschungsbericht über Pflegefamilien in Österreich berichten die AutorInnen Geserick, Mazal, Petric (2015, 112) über Pflegeeltern, die sich aus mehreren Gründen gegen eine solche Anstellung entscheiden. Einerseits würden damit ein vermehrter Dokumentationsaufwand und die verpflichtende Inanspruchnahme von Beratungsleistungen verbunden sein. Auf der emotionalen Ebene andererseits ist es der sozialpädagogische Mehraufwand bei Pflegefamilien, der ihnen „immer wieder vor Augen führe, dass man eigentlich keine "normale" Familie sei“. Professionalität ist mit Öffentlichkeit verbunden, die anscheinend im Widerspruch mit der Privatheit und Laienhaftigkeit von Familie steht (vgl. Geserick/ Mazal/ Petric 2015, 112).

Auch in der Forschung tauchen diese zwei Tendenzen familiärer Selbstbildnisse auf, die wie folgend prägnant benannt werden könnten: Familie mit Mehraufwand und semi-professionelle Familie. Die *Familie mit Mehraufwand* zeichnet sich dadurch aus, dass sich die Pflegeeltern als Familien definieren, deren Kinder z.B. öfter professionelle Unterstützung brauchen als Kinder von normalen Familien (vgl. Memo Kontaktaufnahme S.4 / Z. 108). Dieser Eindruck spiegelt sich auch in meiner Wahrnehmung aus den Beobachtungen und Gesprächen wider: Pflegemutter Brigitte erzählt mir beispielsweise von ihren Bemühungen, ihrem Pflegesohn trotz seines herausfordernden Verhaltens, einen Schulbesuch in der Regelschule zu ermöglichen (Leitner #1, S. 3/ Z.128ff).

Leonie empfindet hingegen die Definition als *semi-professionelle Familie* optimal:

„[...] die Pflegefamilien denen es am Besten geht, die sehen sich halb als normale Familie und halb als quasi so Expertinnen oder als professionelle Menschen //mhm// und denen geht's eigentlich so besser und des find ich total schlauen Zugang eigentlich [...]“
(Hochhauser #1, S. 16/ Z. 731-736)

Die Pflegemutter verbindet die gegensätzlichen Pole Professionalität und familiäre Normalität. Einerseits sieht sie sich als professionelle Pädagogin für ihr Kind und empfindet die finanzielle und fachliche Unterstützung durch SozialarbeiterInnen, TherapeutInnen oder SupervisorInnen, die sie zu jeder Zeit in Anspruch nehmen kann, als hilfreich (vgl. Hochhauser #1 S.13/ Z. 614f). Andererseits sieht sie sich soweit als normale Familie, soweit das *Un-normale* nicht gelehrt wird:

„[...] weil es hilft mir nichts wenn ich sage, es ist alles normal es ist alles normal und dann trotzdem zweimal im Monat mit meiner Sozialarbeiterin telefonier und dann Kontakte ähm Besuchskontakte hab und des is' ned alles ganz normal und ein Kind das drei Tage schreit nach einem Besuchskontakt ist nicht normal.“ (Hochhauser #1, S. 16/ Z. 736-740)

Die Wahrnehmung durch das Umfeld

Den beiden Selbstbildnissen gemeinsam ist dennoch der Wunsch nach familiärer Normalität. Das betrifft nicht nur die Selbstwahrnehmung sondern entspricht auch dem Wunsch, wie sie von ihrem Umfeld wahrgenommen werden wollen. Wie im Kapitel über Herkunft bereits angeschnitten, wurde ich auf das Bedürfnis der Pflegefamilien aufmerksam, als *normale* Familien wahrgenommen zu werden. Dass sich die Forschung für sie interessiert, macht sie zu etwas *Außer-gewöhnlichem*. Es wird anscheinend davon ausgegangen, dass sich WissenschaftlerInnen nicht mit Alltäglichem, Normalem befassen. Jene Pflegefamilien, die sich selbst als normal definieren, wurden von meinem Forschungsanliegen abgeschreckt, da sie sich wahrscheinlich in ihrem Selbstbild missverstanden fühlten. Meine Anfrage in den sozialen Medien löste eine Debatte aus¹⁴: Einer Pflegemutter zufolge lautete der Grundtenor der Reaktionen darauf: „*na was stellt sie sich denn vor wie des in einer Pflegefamilie ist?*“ (Hochhauser #1 S. 16/ Z. 750). Indem ich an ihnen Interesse zeige, fühlen sie sich als Familie in Frage gestellt. Aber nicht nur mein Interesse, auch das Interesse anderer, professioneller Personen an ihnen als Familie wurde ähnlich negativ aufgefasst: Eine Psychologin, die nach dem Alltag der Familie fragte, löste Verärgerung bei der betroffenen Pflegefamilie aus. Ihre Frage wurde so aufgefasst, als meint die Psychologin, dass der Alltag in einer Pflegefamilie anders als bei anderen Familien ist (Hochhauser #1 S. 15/ Z. 712ff).

14 Da der Zugang zu dieser Facebook-Gruppe beschränkt ist, stützt sich die Darstellung auf Nacherzählungen von teilnehmenden Pflegeeltern. Auch wenn es sich um Daten aus zweiter Hand handelt, sollen sie im Sinne eines Gesamteindrucks nicht ausgelassen werden.

4.2.3. Zusammenfassung der Motive und Selbstverständnisse von Pflegeeltern und Pflegefamilien

Die hier vorgestellten Motive der Pflegeeltern sind beispielgebend für die Beweggründe ein Pflegekind aufzunehmen. Für eine Pflegemutter war das Motiv des Kinderwunsches ausschlaggebend für ihre Entscheidung für ein Pflegekind. Die Darstellung der zusätzlichen Beweggründe machte zumindest einen Teil des Entscheidungsweges der Pflegemutter sichtbar. Ein zweites starkes Motiv ist das Helfen, wobei zwischen dem Helfen aus religiöser Motivation und dem Helfen aus humanitärer Motivation unterschieden werden konnte. Bei der Herstellung von Familie muss auch die moralische Bewertung von Pflegefamilien mitgedacht werden. Anscheinend wirkt hier ein moralischer Imperativ, der besagt, dass Pflegeeltern ihre Bedürfnisse in der Pflgetätigkeit hintanstellen müssen. Moralische Bewertungen der Familie wirken gleichermaßen bei Pflegeeltern.

Ein weiteres besonderes Merkmal für die Herstellung von Familie ist der Zusammenhang, der zwischen Aufnahmemotiv und der Beziehungsgestaltung von Pflegeeltern und Herkunftseltern hergestellt werden kann. Die Unterscheidung der beiden Leitmotive manifestiert sich nicht nur in der Herangehensweise der Pflegeeltern zu ihrer Aufgabe, sondern auch in den Folgen, also in der Beziehung zwischen Pflegeeltern- und Pflegekind. Nach Kötter (1997, in Sauer 2008, 51) lassen karitative Aufnahmemotive einen positiveren Umgang mit der Herkunftsfamilie des Pflegekindes zu. Wird hingegen ein Pflegekind aufgenommen, um sich einen Kinderwunsch zu erfüllen, so kann das Vorhandensein einer zweiten Familie von der Pflegefamilie tendenziell als problematisch gesehen werden. Andeutungsweise spiegelte sich dieser Zusammenhang auch in meiner Forschung wider, bedarf aber eines darauf abgestimmten Forschungskonzepts, um eine greifbarere Aussage darüber treffen zu können.

Zusätzlich zu den Selbstwahrnehmungs-Konzepten der Ergänzungs- bzw. Ersatzfamilien, oder HelferInnen- bzw. Elternrolle, konnten noch die Wahrnehmungen als *Familie mit Mehraufwand* und *semi-professionelle Familie* ausgemacht werden. Einerseits bemerken die Pflegeeltern den sozialpädagogischen Mehraufwand, der mit der Aufnahme eines Pflegekindes einhergeht, andererseits ist der Wunsch, dennoch als „normale Familie“ zu gelten, groß. Eine andere Pflegemutter konnte die zwei Pole von normal, sprich laienhaft, und professionell gut miteinander verbinden. Sie genießt die Vorteile der Professionalität und versuchte durch das bewusste Wahrnehmen ihrer Andersartigkeit, Enttäuschungen durch zerplatzende Wunschvorstellungen nach Normalität, zuvorkommen.

4.3. Strategien der Integration eines Pflegekindes in seine Pflegefamilie

Im Folgenden sind die spezifischen familiären Praktiken Thema, die Pflegekinder in die Pflegefamilien integrieren und familiäre Einheit herstellen und aufrechterhalten. Begonnen wird aber noch bevor sich Pflegeeltern und Pflegekinder kennenlernen: Denn die Auswahl eines Pflegekindes stellt ein Pflegeelternpaar vor die ersten Schwierigkeiten. Sind diese Schwierigkeiten überwunden, beginnt eine Art *Initiation*, das fremde Pflegekind muss mittels diverser Praktiken in die bestehende familiäre Einheit eingeführt werden. Beim Pflegekind soll bestenfalls ein Zugehörigkeitsgefühl entstehen. Die entstandene familiäre Einheit muss auch bewahrt werden: Erzählungen werden zur geteilten Geschichte, Artefakte zur gemeinsamen Identität und Erziehung transportiert die familiäre Kultur. Dann geht der Fokus auf die Geschwisterbeziehung zwischen den leiblichen Kindern der Pflegeeltern und den Pflegekindern: Die Bedeutung der Beziehung für die Integration des Pflegekindes in die Familie und die förderlichen und hinderlichen Faktoren bei der Herstellung der Beziehung werden dargestellt. Viertens wird noch auf die familiären Benennungen eingegangen, denen im Kontext von Pflegefamilien eine spezielle Bewandnis zuteil wird: Wenn je zwei Erwachsene bzw. zwei Erwachsenenpaare, je nach biologischer oder sozialer Deutung, Eltern eines Kindes sein können, stellt sich die Frage, wer mit „Mama“ bzw. „Papa“ gerufen wird und welche Aussage das über den Grad der familiären Nähe zwischen dem/der Nennenden und dem/der Benannten macht.

4.3.1. Aspekte im Umgang mit der Auswahl und der Ablehnung eines Pflegekindes

Während der Ausbildungsphase der Pflegeeltern ist es Usus, Vorstellungen wie etwa hinsichtlich des Alters, der Religionszugehörigkeit oder der Herkunft des zukünftigen Kindes mit der zuständigen Sozialarbeiterin, dem zuständigen Sozialarbeiter zu besprechen. Der Zweck dieser Vorbesprechung ist die präventive Verhinderung möglicher Konflikte. Dies ist eine Möglichkeit, schon vorab explizit zu machen, welche Kriterien zu Problemen führen können. Folgende Beispiele repräsentieren einige der möglichen Themen, die mit der Wahlentscheidung der Pflegeeltern verbunden sein können: Es könnte für Eltern, die beruflich viel reisen, problematisch sein, wenn das zukünftige Pflegekind eine eingeschränkte oder gar keine Reisefreiheit besitzt. Außerdem könnte sich die Frage stellen, ob die Pflegeeltern mit einem chronisch kranken oder behinderten Kind umgehen können. Des Weiteren könnten sich manche Eltern sehr junge Kinder wünschen, da sie sich ihren Kinderwunsch erfüllen wollen oder weil sie eine geringere Vorbelastung vermuten. Darüber hinaus könnten Pflegeeltern Ressentiments

gegenüber bestimmte Herkunftsländern oder Religionen haben, wie im Kapitel über Herkunft und Abstammung angesprochen.

Im Folgenden interessiert nun aber, wie die Pflegeeltern mit dieser Möglichkeit der Auswahl umgehen. Die Hypothese lautet, dass sich eine Auswahl, nach rational-logischen Gesichtspunkten erstens im Widerspruch zu der Aufnahme eines Kindes aus Selbstlosigkeit, und zweitens, im Widerspruch zum mit Familie verbundenen Gefühl der Liebe und Intimität, befindet. Neben der Fürsorge-Ethik, die besagt, dass Eltern die Bedürfnisse der Kinder priorisieren müssen (vgl. Ribbens McCarthy/ Edwards/ Gillies 2000, 796), gibt es nach Kerry Daly (2003, 776) gibt es auch eine Ethik der Liebe „where parents are expected to show love to their children“. Daly beschreibt Liebe als ein hervorragendes Charakteristikum familiären Zusammenlebens und familiärer Fürsorge. Und obwohl Liebe so eine grundlegende Bedeutung für Familien hat, wird diese Emotion in der soziologischen Familienforschung wenig berücksichtigt (Daly 2003, 776).

Die Hypothesen fanden in der folgenden Auseinandersetzung zwischen den Pflegeeltern Angus (A) und Leonie (L) Kapeller ihren Ursprung:

L: Und die Pflegeeltern haben äh Kriterien-

N¹⁵: | genau, ihr könnt 's da-

L: | aussuchen quasi

A: [murmelt unzufrieden] Genau, was kaufe ich.

L: | Wie das Kind ausschauen soll, welche Herkunft es haben kann, äh von welchem europäischen Teil oder überhaupt außerhalb Europas stammen darf. Welche Religion soll das Kind haben. Darf das Kind von alkoholkranken oder drogensüchtigen Eltern stammen. [...] Und irgendwie so zum Teil finde ich das okay, dass du diese Kriterien hast. Aber wenn ein Kind zum Beispiel monatelang äh nur deshalb nicht vermittelt werden kann, weil seine Eltern Muslim sind, das ist, das ist dann-

(Kapeller #2 S. 34 /Z. 1472-1787).

Die Pflegemutter Leonie empfindet die Möglichkeit der *Auswahlkriterien*¹⁶ einerseits positiv: Dadurch konnte sie äußern, dass sie kein Kind mit Roma-Hintergrund aufnehmen möchte, ohne

15 N ist die Forscherin.

16 Es handelt sich hier nicht um Auswahlkriterien im wortwörtlichen Sinn, sondern mehr um einen Abgleich von Vorstellungen in einem Gespräch zwischen SozialarbeiterIn und PflegestellenanwärterInnen. Allerdings wird es von der Pflegemutter so empfunden, daher verwende ich im Weiteren ebenfalls diesen Begriff.

Konsequenzen befürchten zu müssen. Die positive Einschätzung wird durch den Umstand getrübt, dass sie durch ihr Pflegekind erlebte, was es bedeutet, wenn ein Kind auf Grund seiner religiösen oder ethnischen Zugehörigkeit für manche Pflegeeltern nicht in Frage kommt. Die Ablehnung eines Kindes auf Grund bestimmter negativer Zuschreibungen weckt ein Unrechtsbewusstsein. Ein Kind, das a priori als „unschuldig“ gilt (Ribbens McCarthy/ Edwards/ Gillies 2000, 788), wird durch eine Nicht-Aufnahme aus bestimmten Gründen diskriminiert. Der kurze, sarkastische Einwurf von Angus lässt vermuten, dass es ihn stört, wenn ein Kind wie eine Ware ausgewählt werden kann. Angus vergleicht das Auswählen eines Kindes nach bestimmten Kriterien, mit einem Einkauf. Seine Antipathie gegenüber dieser Vorgehensweise entsteht durch den Konflikt zwischen der Unausweichlichkeit, ein Kind wählen zu müssen und seinen moralischen Standards, die dazu im Widerspruch stehen. Das Wählen passt nicht zu seinem Selbstbild als altruistischer Helfer¹⁷. Die selbstvergessenen HelferInnen bringen mit der Wahlmöglichkeit ihr Selbst, ihre Wünsche und Bedürfnisse ins Spiel. Die Bedeutung der moralischen Bewertung, auf die bereits im Kapitel über die Motive und Selbstverständnisse der Pflegeeltern eingegangen wurde, geht noch weiter, denn nicht nur die Selbstlosigkeit wird im Feld der Familie als moralisch wertvoll bewertet, sondern auch die Liebe und Zuneigung, die möglichst bedingungslos von Erwachsenen zum Kind fließen sollten. Pflegefamilien sollen eine familienähnliche Beziehung herstellen, mit einem Grad an Intimität, wie er auch innerhalb von Familien erwartet wird. Intimität und Liebe lassen sich nach Ansicht des Pflegevaters schwer mit einer Auswahl nach rationalen Kriterien vereinbaren.

4.3.2. Initiationspraktiken

Ein Pflegekind kommt, anders als etwas ein leibliches Kind, nicht durch Schwangerschaft und Geburt in die Familie, sondern als fremder Mensch in eine von Intimität gekennzeichnete Gruppe. Das fremde Kind muss auf irgendeine Weise in die Pflegefamilie eingeführt werden, um der Forderung nach einer familienähnlichen Beziehung gerecht zu werden. Im folgenden Kapitel wird untersucht, durch welche Praktiken der Neuling in die Gemeinschaft integriert wird. Dabei werden nicht nur der Beziehungsstart, die Erzählungen über das erste Kennenlernen, beleuchtet, sondern Integration wird als stetig andauernder Prozess gesehen, der genauso noch zum Zeitpunkt der Forschung erkennbar ist. Es werden also einmalige, zu Beginn der Beziehung stattfindende, Praktiken betrachtet, aber auch die immer wiederkehrenden Praktiken des Alltags.

17 Siehe hierzu ausführlich im Kapitel Selbstverständnis von Pflegefamilien.

Es wird davon ausgegangen, dass Praktiken definieren, wer zur Familie gehört und wer nicht (Morgan 1996, 2011). Durch die Inklusion und Exklusion der Mitglieder werden familiäre Grenzen gestaltet, die wiederum eine familiäre Einheit konstruieren:

„ [...] *the active construction and maintenance of these family boundaries serves to generate feelings of family connection and unity.*“ (Allan / Crow / Hawker 2011, 67)

Weiters muss ein Zugehörigkeitsgefühl – „sense of belonging“ – hergestellt werden (Hedin 2009; Allan / Crow / Hawker 2011). Dieses Gefühl, ein vollwertiges Mitglied dieser familiären Einheit zu sein, ist der Idee von Familie implizit. Genauso wie das Erleben von Intimität, Vertrautheit und Solidarität, also die praktische und emotionale Unterstützung, sowie einer geteilten Familienkultur: geteilte Normen und Werte, „the family way of doing things“ (Hedin 2009, 166; vgl. Schofield 2002, 269). Die familiäre Einheit wird greifbar im Zuhause der Familie, hier bekommt das symbolische Gefühl ihre materielle, physische Repräsentation - schon alleine durch die Trennung von Außen- und Innenbereich, aber auch durch Familienbilder an der Wand (Allan / Crow / Hawker 2011, 68). Es müssen also gewisse Praktiken ausfindig gemacht werden, die zeigen, dass das Pflegekind als Teil der Familie wahrgenommen wird. Wobei nur mit Einschränkung festgestellt werden kann, ob sich das Kind in der Konsequenz ebenso als Teil der Familie fühlt. Zum anderen kommt hier noch einmal der Aspekt der sozialen Verwandtschaft zum Tragen. Wie schon im Kapitel über die Herkunft und Abstammung angeführt, ist die soziale Verwandtschaft nicht etwas, das wie von selbst durch Geburt bzw. Genübertragung entsteht. Vielmehr ist es eine Herstellungsleistung, verbunden mit den Faktoren Zeit und Arbeit. Zur Herstellung von verwandtschaftlicher Intimität braucht es einen gemeinsamen Alltag, einen hohen Grad an Beständigkeit und Kontinuität in der Beziehung, das gemeinsame Erleben von größeren Familienritualen, aber auch den beiläufigen, alltäglichen Austausch (Carsten 2000). Verwandtschaft beruht darüber hinaus auf mit besonderer Symbolik versehenen Artefakten, die die gemeinsamen Erinnerungen stützen und für eine geteilte Geschichte stehen, wie beispielsweise Briefe und Fotografien (vgl. Carsten 2000, 691). Objekte werden nicht nur zur eigenen Veranschaulichung von geteilten Erinnerungen und geteilter Geschichte produziert, sondern diese werden dadurch auch greifbar für andere und zu sogenannten „tools of display“ (vgl. Jones / Hackett 2011, 47; Finch 2007 in ders.). Diese schriftlichen oder bildlichen Dokumente einer geteilten Geschichte sind genauso Teil der familiären Identität, wie erzählte Erinnerungen in Form von Familiengeschichten:

„*Family stories are one of the chief mechanisms a family uses for defining who they are as a family, including what they believe, what they value.*“ (Daly 2003, 777)

Um Familie herzustellen braucht es also Praktiken, die Einheit und Zusammengehörigkeit generieren, aber auch Praktiken, die eine Art verwandtschaftliches Verhältnis produzieren. Verwandtschaftliche Intimität wird nicht nur empfunden, sondern manifestiert sich auch durch symbolträchtige Artefakte, wie beispielsweise Familienfotos.

Der Eintritt in die Familie

Als eine der ersten Tätigkeiten nach der Ankunft des Pflegekindes, erzählen die Pflegeeltern Angus (A) und Leonie (L) vom Kauf neuer Schuhe für Timur:

A: „[...] *das Erste, was wir mit ihm gemacht haben, ich habe sogar noch seine Sandalen oben stehen, die ersten, die ich ihm gekauft haben, weil der hat geschwitzt, der hat Schuhe angehabt, um Gottes Willen, wir gehen sofort einkaufen -*

L: */ Zwei Nummern kleiner.*

A: *Viel zu klein und und und einmal ausrüsten, das das das machen [...]*“

(Kapeller #2, S. 27/ Z. 1179-1188)

Die Pflegeeltern versorgen das Kind mit einer „Ausrüstung“; dieser Akt kann als praktische und emotionale familiäre Fürsorge gedeutet werden: Sie nehmen wahr, dass das Kind in den zu kleinen Schuhen leidet und wollen durch den Kauf der Schuhe Abhilfe schaffen. Durch die starke Betonung („*um Gottes Willen*“, „*viel zu klein*“) wird den leiblichen Eltern implizit mangelnde Fürsorge vorgeworfen und mit dem fürsorglichen Kauf der Schuhe, die eigene Familie von der Herkunftsfamilie abgegrenzt. Das Pflegekind erlebte durch den Kauf neuer Bekleidung familiäre Solidarität im praktischen Sinn. Diese Erledigungen und insbesondere der Kauf von passendem Schuhwerk können zudem als Übergangsritual zur Initiation in die neue Familie gedeutet werden. Pathetisch könnte man sagen: Das Pflegekind tritt mit den passenden Schuhen in die neue Familie ein. Besonders gewichtig wird der Vorgang durch die Tatsache, dass die Pflegeeltern die ersten Schuhe mittlerweile schon seit sieben Jahren aufbewahren. Es ist ein weit verbreitetes Ritual stolzer Eltern, die ersten Schuhe der Kinder zum Andenken aufzubewahren. Das erste Paar Schuhe ist ein Artefakt, das auf eine gemeinsame Vergangenheit bzw. Geschichte hinweist. Dieses *Dokument* der objekt-gewordenen Geschichte, der ersten gemeinsamen Praktik, wird im gemeinsamen Zuhause aufbewahrt und besitzt damit einen hohen integrativen Faktor: Die familiäre Zugehörigkeit des Pflegekindes wird deutlich.

Eine gemeinsame Geschichte teilen

Das Pflegekind Katrin erzählt mir eine kurze, lustige Anekdote, die sich noch vor ihrer Aufnahme in die Pflegefamilie zugetragen hat:

Luca, ein leiblicher Sohn der Pflegefamilie, fragte bei einem Familienausflug mit dem Auto, ob Salzburg denn ein Loch hätte- weil die Eltern sagten, sie müssen durch Salzburg durch fahren, um zum Ziel zu gelangen. (Fuchs #1, S. 8/ Z. 167f)

Anscheinend erzählt Katrin diese Geschichte sehr gerne und häufig, oder bittet die anderen Familienmitglieder, sie ihr zu erzählen. Auch die anderen Familienmitglieder haben eine Freude an der Anekdote, sie unterstützen das Pflegekind beim korrekten Vortragen. Es handelt sich hier um eine Geschichte aus der Kindheit der leiblichen Kinder, die ohne das Pflegekind stattfand. Die Anekdote wird zu einer kleinen, aber bedeutsamen „family story“. Durch den Stellenwert, der dieser kurzen Begebenheit in der Familie zuteil wird und durch das gemeinsame Erzählen, wird es zu Katrins Geschichte, zu Katrins Vergangenheit. Diese Geschichte stellt Gemeinsamkeit her und gibt Katrin das Gefühl von Zugehörigkeit zur Familie.

Artefakte als Objekte familiärer Praktiken und familiärer Zurschaustellung

Hier folgen zwei Beispiele für Artefakte, die wie eingangs theoretisch dargestellt, eine besondere Bedeutung für die familiäre Einheit haben können. Die Herstellung bzw. die Verwendung der Objekte ist familiäre Praktik: Sie sind zum einen objekt-gewordene Erinnerung an die geteilte familiäre Geschichte oder dienen zum anderen der Zurschaustellung (vgl. Jones / Hackett 2011, 47).

Schulfoto: In einer längeren Beobachtungssequenz dreht sich die Interaktion der Pflegefamilie um Fotografien von Katrin, die in der Schule angefertigt wurden¹⁸. Die Bilder werden vorgezeigt, angesehen und es wird darüber gesprochen. Die Pflegemutter, der Pflegebruder und das Pflegekind beurteilen die Qualität der Fotos: dass Katrin auf der Abbildung nicht lächelt, wird als negativ bewertet (Fuchs #1 S. 4/ Z. 69-74). Dieses Set von Aktivitäten, *Fotos herzeigen, ansehen und bewerten*, ist familiäre Praktik. Morgan (2011, 93) spricht in diesem Zusammenhang vom „family gaze“. Individuen, die in einer familiären Verbindung zueinander stehen, sehen in einer Abbildung eines Mitglieds *mehr* als in Abbildungen von Unbekannten.

18 Die Schulfotos bestehen aus einem Portrait-Fotoset, mit Portraits von Katrin in verschiedenen Formaten und einem Gruppenbild der gesamten Klasse. Das Erstellen der Schulfotos ist eine jährlich stattfindende Veranstaltung, welche an vielen Schulen Usus ist.

Familienmitglieder können mögliche Veränderungen im Erscheinungsbild eines Mitglieds gut wahrnehmen. Der persönliche Bezug zueinander ermöglicht es, über die äußere Erscheinung auf die psychische Befindlichkeit der Person zu schließen, im Moment der Aufnahme und darüber hinaus (Morgan 2011, 93ff). Das fehlende Lächeln des Mädchens wird als Mangel wahrgenommen. Die Familienmitglieder interpretieren das ernste Gesicht womöglich als Ausdruck einer schlechten Gemütsverfassung. Das Erkennen der Gemütsverfassung des Pflegekindes kann als Indiz gedeutet werden, dass sie als Mitglied der Familie wahrgenommen wird und dass bereits ein hohes Ausmaß an Intimität zwischen ihnen herrscht.

Buch der ehemaligen Pflegekinder: Eine Pflegemutter zeigt mir ein Schreibheft, das von ihrer ältesten leiblichen Tochter Lena gestaltet wurde. Lena arrangierte darin für alle Pflegekinder, die bisher von den Pflegeeltern aufgenommen wurden, ein bis zwei Seiten in dekorativer Weise. Jedes Pflegekind bekam eine eigene Seite zugeteilt, auf der sie den Namen, das Geburtsdatum und die Aufenthaltsdauer des Kindes vermerkte, und mit einem Foto, Sticker und bunten Zeichnungen verzierte. In einem kurzen Text beschrieb Lena die Eigenschaften und Vorlieben des Kindes und besondere Erlebnisse mit ihm (Fuchs #1 S. 8/ Z. 192). Das Heft ist ein Stück Geschichte der Pflegekinder, da es Erzählungen über sie enthält. Zudem ist ein Stück Geschichte der Pflegefamilie darin festgehalten, es dient als Erinnerung. Das Anfertigen des Heftes ist eine familiäre Praktik die gemeinsame Geschichte und familiäre Identität greifbar macht und zur Schau stellt. Die erwähnten Pflegekinder werden Teil der Geschichte der Familie, auch wenn sie nicht mehr in der Familie leben.

Falten ausbügeln

Die Pflegemutter Brigitte beschreibt den Prozess der Integration mit einer Metapher:

„Aber wie das nun einmal so ist, wie bei den Hemden, alle Falten kann man nicht ausbügeln. Hartnäckige Falten. Auch nicht mit viel Liebe.“ (Leitner #1, S.4/ Z. 156-160)

Brigitte vergleicht die Einführung der Pflegekinder in ihre Familie mit dem Bügeln von Hemden: Um ein Hemd faltenlos zu machen, muss es gebügelt werden. Ihre Pflegekinder, Susanne und Lorenz haben anscheinend ebenfalls „Falten“ bekommen; die Falten stammen von ihrem Leben vor der Ankunft in der Pflegefamilie, von der fehlenden Fürsorge der leiblichen Eltern etwa. Mit Falten könnten Belastungen oder problematische Verhaltensweisen gemeint sein, die im Sinne der Integration in die Familie soweit wie möglich ausgebügelt werden sollen. Ein Weg „Falten auszubügeln“ ist *mit Liebe*: Die Pflegemutter erzählte von den zahlreichen Bemühungen, trotz

Hürden und Rückschläge, den Pflegekindern ein gutes Aufwachsen zu ermöglichen (vgl. Leitner #1, S.5/ Z. 131). Eine weitere Möglichkeit die problematischen Verhaltensweisen („Falten“) zu beseitigen, ist die Erziehung. Es konnte beobachtet werden, dass die Pflegeeltern in regelmäßigen Abständen Erziehungsmaßnahmen setzten. Unter Erziehungsmaßnahmen verstehe ich Ermahnungen bei falschem Verhalten bzw. Anweisungen zum richtigen, erwünschten Verhalten. Angefangen bei der Aufforderung einen Gast zu begrüßen, die Hausaufgaben zu machen, Anweisung zum richtigen Benehmen bei Tisch, bis hin zum Ausredenlassen und Geduldigsein.

Das Erziehen der Kinder mutet als selbstverständliche Praktik von Eltern an, es gehört zum Alltag in Familien. Jemanden zu erziehen bedeutet, seinen Geist und Charakter zu bilden und seine Entwicklung zu fördern, bzw. jemanden zu einem bestimmten Verhalten anzuleiten. „Pflege und Erziehung“ wird den Pflegeeltern vom Jugendamt überantwortet. Erziehung macht Kinder gesellschaftsfähig: Erziehung, als Teilaspekt der aktiven Sozialisation betrachtet, lehrt das Kind, Normen und Werte bis zu einem gewissen Grad zu akzeptieren, zu verinnerlichen und sich innerhalb gegebener Strukturen zurechtzufinden (vgl. Hurrelmann 2002, Huinink / Konietzka 2007). Pflegeeltern versuchen also mittels Erziehung unter anderem ihre eigenen Werte und Normen an die Pflegekinder weiterzugeben – ihren persönlichen Stil (Schofield 2002). Folgende kurze Begebenheit zu Tisch macht den Vorgang des Verinnerlichens von Werten deutlich. Das Pflegekind Timur unterweist mich in einer wichtigen Tischregel:

„Was man isst, wird auch fertig gegessen! Wir möchten gern- [...] Wir möchten es gar nicht verschwenden.“ (Kapeller #2 S. / Z. 13-17)

Die Familie teilt den Wert, Lebensmittel nicht zu verschwenden, aber auch das vom Pflegekind verwendete „Wir“ macht sein Gefühl der Einheit mit der Familie wahrnehmbar.

4.3.3. „Nach einem Jahr schon wirkliche Brüder“: Zu Geschwistern werden

Verwandtschaft und familiäre Zugehörigkeit müssen aktiv hergestellt werden, Zeitdauer und Praktiken spielen dabei die entscheidende Rolle. Laut Mason und Tipper (2008, 450) verdient man sich die Zugehörigkeit einerseits durch „involvement in ritual, celebratory and routine aspects of family life“ und zweitens „by ‘doing kinship’ in interactions and relationships over time“. In folgendem Abschnitt wird die Beziehung zwischen Pflegekind und leiblichem Kind der Pflegeeltern miteinbezogen, da bisher fast ausschließlich die Pflegeeltern-Pflegekind-Beziehung im Mittelpunkt stand. Es wird davon ausgegangen, dass man nicht einfach Geschwister *ist*, man

wird es. Bei der Aufnahme in den Verwandtschaftsstatus von *Neuankömmlingen* aus der Perspektive der Geschwisterbeziehung gibt es förderliche und hinderliche Faktoren und die Bedeutung der angesprochenen Einflussgrößen Zeit und Praktiken zeichnen sich ab.

Die Beziehung zwischen dem Pflegekind Timur und dem leiblichen Sohn des Pflegevaters, Benjamin, wird als ausgesprochen positiv dargestellt:

L: Aber mittlerweile sind sie ein Herz und eine Seele. Also, wenn der Benjamin kommt dann gibt's für den Timi niemand anderen! (Kapeller #2 S. 30/ Z. 1298-99)

Das „mittlerweile“ indiziert, dass es nicht von Anfang an so war. Den Erzählungen der Pflegemutter Leonie (L) zufolge ging das Pflegekind sehr offen auf den leiblichen Sohn zu, der anfangs mit der Nähe überfordert war:

L: Also das war schon so, dass der Timi unbedingt mit ihm spielen wollte und er ist sehr auf ihn zugegangen, aber er wusste nicht wie wie er mit so einem kleinen Kind überhaupt umgehen soll. (Kapeller #2 S. 25/ Z. 1080-83)

Im Anschluss an diesen Auszug überlegt die Familie gemeinsam, welche Faktoren die gute Beziehung der beiden begünstigt. Es kommt zu einem direkten Vergleich mit der Beziehung zwischen dem Pflegekind und der leibliche Tochter der Pflegemutter, Christina. Diese wird als weniger innig beschrieben und dient daher in der Analyse als beispielgebend für die Faktoren, die hinderlich für die Beziehungsherstellung wirken. Auch in der Beobachtung bestätigt sich ein eher distanzierter und teilnahmsloser Umgang miteinander. Es sind mehrere Faktoren für den Beziehungsaufbau entscheidend: Die Involvierung des leiblichen Sohnes mittels beharrlicher Aufforderung zum Spielen, und dazu passend auch die Überschneidung von Interessen, nämlich das gemeinsame Spielen der Buben mit einer Spielkonsole, sowie der Pflegevater Angus (A), der als Vermittler zwischen dem leiblichen Sohn und dem Pflegekind auftritt:

A: [...] Da sind wir oft spazieren gegangen, das kann ich mich erinnern [...] Da haben wir einfach geredet darüber. Um ihm einfach zu erklären hmm das hat jetzt nichts mit dir zu tun, deswegen bist du nicht schlechter oder besser oder was weiß ich was- [...] Und das hat natürlich eine gewisse Zeit gebraucht. Das muss man auch sagen, ja. Also mit einmal Spazierengehen war das nicht getan. (Kapeller #2 S. 28/ Z. 1193-1203)

Die negativen Emotionen des leiblichen Sohnes, wie Eifersucht und Trauer, werden von den Eltern aufgefangen und bearbeitet. Die leibliche Tochter der Pflegemutter, Christina, hatte anscheinend Schwierigkeiten Nähe zum Pflegekind aufzubauen:

L: Und meine Tochter wollte- wollte mit dem äh Timi überhaupt nichts zu tun haben. [...] Also sie ist heute so dass äh dass ähm dass sie jetzt schon ein kleines bisschen mit ihm redet, aber bis voriges Jahr hat sie nicht mal mit ihm gesprochen. (Kapeller #2 S. 25/ Z. 1086-91)

Christina wohnt im Ausland und kommt im Gegensatz zum leiblichen Sohn, der sich regelmäßig im Haushalt aufhält, nur selten in den Haushalt ihrer Mutter. Ein weiterer hinderlicher Faktor ist also die geringe Kontakthäufigkeit, aber auch die sprachliche Barriere kann als hemmend genannt werden, denn die Tochter der Pflegemutter spricht nicht deutsch.

Sich wie ein Bruder verhalten

Die Familie Kapeller wurde von einer Krise durch eine schwere Erkrankung der Pflegemutter getroffen, die die Pflegeeltern zur Überlegung veranlasste, die Pflegevereinbarung zu annullieren. Diese Krise wurde als Wendepunkt in der Beziehung zwischen dem leiblichen Sohn Benjamin und Pflegekind Timur dargestellt:

A: [...] Da hat's irgendwann einen Punkt gegeben, da hat's einen Knack gemacht und dann hat er [deutet auf Benjamin] von sich aus gesagt: "Ich bin sein größerer Bruder. Und ich passe auf ihn auf." (Kapeller #2 S. 25/ Z. 1086-91)

Benjamin setzte sich für den Verbleib von Timur in der Familie ein: Er verhält sich *brüderlich-beschützend*. Die Pflegemutter erzählt, dass Benjamin sie in ihrer Entscheidung das Pflegekind zu behalten bestärkt hat:

L: [...] Und irgendwie am Meisten, meist entscheidend war dann das. Das ich das gesehen habe, wie der Benjamin dafür kämpft und versucht alles zu machen, damit er hier bleibt.

Die zweifellos dramatische Zuspitzung der innerfamiliären Ausnahmesituation wirkt für die Verbrüderung der beiden wie eine Art Katalysator: Die Krise fördert einen engeren Zusammenhalt und gelebte Solidarität.

Entsprechend den Feststellungen von Mason und Tipper (2008, 450) ist zum einen der Faktor der (gemeinsam verbrachten) Zeit und zum anderen die Kontakthäufigkeit für den Beziehungsaufbau ausschlaggebend. Dafür spricht auch, dass es keine Beziehung zwischen seinen leiblichen Geschwistern und Timur gibt, da hier aus mehreren Gründen kein Kontakt zustande kommt. Die erwähnten Praktiken, das alltägliche miteinander Spielen aber auch das umeinander Kümmern in

Krisensituationen, trugen dazu bei, dass einander Fremde sich als Geschwister wahrnehmen:

L: Aber das hat es zum Beispiel zwischen Timi und Benjamin binnen einem Jahr so extrem verändert, im positiven Sinn, dass sie nach einem Jahr schon wirkliche Brüder waren. (Kapeller #2 S. 26/ Z. 1112-3)

4.3.4. „Mama-sagen“: familiäre Benennungen und deren Bedeutung für Beziehung und Zusammenleben in der Pflegefamilie

Üblicherweise werden Eltern von ihren Kindern mit *Mutter* oder *Vater*, in der Koseform, *Mama* oder *Papa* bezeichnet. Die Benennung macht eine Aussage über die Qualität der Beziehung, sie ist eine emotionale Bewertung der Beziehung. Das Kind ist mit der Frau, die es als Mama benennt, in einer bestimmten Art verbunden. Mason und Tipper (2008, 446) stellen fest, dass Bezeichnungen im verwandtschaftlichen Kontext von Heranwachsenden als Mittel zur Darstellung von intimer Nähe, aber auch Distanz, fungieren:

„[Children] at some point rejected ‘proper’ categories of kin as ‘great’, ‘step’ or ‘half’, choosing to drop such prefixes and use closer or ‘full blood’ genealogical categories to indicate a special intimacy with certain kin.“ (Mason/ Tipper 2008, 446)

Bei Pflegekindern könnten im Grunde die leiblichen Eltern(teile) und die Pflegeeltern(teile) mit Mama bzw. Papa bezeichnet werden, je nachdem ob eine biologische Perspektive oder eine soziale Perspektive gewählt wird. In meinen Feldaufenthalten in den Pflegefamilien konnten verschiedene Praktiken identifiziert werden, wie mit dieser prinzipiellen Möglichkeit der Doppel-Benennung umgegangen wird und welche Lösungsstrategien geschaffen wurden. Außerdem zeigten mir die Familien, dass die Benennungen bedeutungsvoll für die Benannten und für die Nennenden sind.

Die Benennung als Ausdruck der emotionalen Qualität der Beziehung

Als das Pflegekind Lisa sprechen lernte und ihre Pflegemutter zum ersten Mal mit „Mama“ bezeichnete, wurde das als eine kritische Phase in der Beziehung zu Lisas leiblicher Mutter beschrieben. Offenbar war es für die leibliche Mutter eine unangenehme Erfahrung, als das Kind zu einer anderen Frau „Mama“ sagt:

„das hat sie [die leibliche Mutter, Anm. d. Verf.] halt überhaupt nicht gepackt“ (Hochhauser #2 S. 2/ Z. 82ff).

Nicht als Mama benannt zu werden, bewirkt bei der leiblichen Mutter Trauer und Kränkung. Die Pflegemutter kann es ihrerseits nachvollziehen, dass diese Situation unangenehm für die leibliche Mutter ist (vgl. Hochhauser #2 S. 2/ Z. 87f). Es gibt demnach eine unausgesprochene Übereinkunft, dass diese spezifische Benennung relevant ist, weil sie die besondere Qualität einer Beziehung zwischen zwei Personen zum Ausdruck bringt. „Mama“ und „Papa“ könnten nach einem ähnlichen Prinzip wie andere Verwandtschaftsbezeichnungen funktionieren, die eingesetzt werden, um den Grad der Nähe anzuzeigen (vgl. Mason / Tipper 2008).

Nach folgender, von der Pflegemutter erinnerten, Aussage der leiblichen Mutter, scheint die leibliche Mutter zu befürchten, dass Lisa nicht (mehr) wisse, in welcher Beziehung sie zu ihr steht:

M: „Dann hat sie [die leibliche Mutter; Anm. d. Verf.] halt ganz oft gesagt, aber sie möchte schon, dass die Lisa weiß, dass sie die Mama ist.“ (Hochhauser #2 S. 3/ Z. 92-94)

Neben der Kränkung der Gefühle, kommt es demnach auch zu einer Konfusion, die mit der Bezeichnung einhergeht. Es müssen Strategien gefunden werden, die ein Miteinander, trotz Konfusionen und Kränkungen ermöglichen. So eine Strategie könnte das Finden von geeigneten Benennungen für die beiden Elternpaare sein, die die Nähe zu beiden Elternpaaren, bzw. Elternteilen signalisieren.

Möglichkeiten der Benennung

Bei den ForschungspartnerInnen wurden die Pflegeeltern mit „Mama“ und „Papa“ bezeichnet, was für die von den Pflegekindern wahrgenommene familiäre Qualität der Beziehung spricht – dies bestätigte sich auch in den Beobachtungen eines innigen Umgangs miteinander. Bei der Benennung der leiblichen Eltern kam es zu unterschiedlichen Lösungsmöglichkeiten: Manche Pflegekinder hängen vor das *Mama* oder *Papa* noch den Vornamen des jeweiligen Elternteils an. Die Umbenennung der leiblichen Eltern in Bindestrich-Mütter bzw. Bindestrich-Väter bejaht einerseits die besondere Beziehung und zieht dennoch einen Unterschied zu den Müttern und Vätern ohne Bindestrich. Bei Familie Fuchs entstand eine spezielle, kreative Lösung: Die leibliche Mutter wird als I-Mama benannt und der leibliche Vater als I-Papa. Das ergab sich laut Pflegemutter weil das Pflegekind den vollen Vornamen des Vaters als Kleinkind nicht aussprechen konnte und ihn auf den Anfangsbuchstaben „I“ reduzierte. Die Pflegemutter findet die Bezeichnung sehr passend, da „I“ eine mundartliche Abkürzung für das Personalpronomen *Ich* ist, und in der Interpretation der Pflegeeltern die Verbundenheit mit der Person, mit dem

„Ich“ des Pflegekindes verdeutlicht, so wie das Possessivpronomen *mein* (Fuchs #2 S. 6-7/ Z. 175). Die *elternhafte* Beziehung des Pflegekindes zu den leiblichen Eltern wird durch die Verwendung von Mama und Papa nicht negiert, aber dennoch wird eine Unterscheidung hergestellt, die die anerkennende Haltung der Pflegefamilie zu der Herkunftsfamilie widerspiegelt.

4.3.5. Zusammenfassung der Integrationspraktiken

Die Aufnahme eines Pflegekindes ist mit speziellen Initiationspraktiken verbunden, wie etwa dem Kauf von passenden Schuhen oder dem Wegerziehen von unangebrachten Verhaltensweisen bzw. Anerziehen von angebrachtem Verhalten. Es macht mitunter den Eindruck, dass bestimmte äußerliche und innerliche Merkmale des Kindes verändert und angepasst werden müssen, um in der familiären Einheit aufgenommen zu werden. Angebrachtes, wünschenswertes Verhalten im Sinne der Pflegeeltern spiegelt deren Wertvorstellungen wieder, die vom Pflegekind zur Wahrung der familiären Einheit als eigene Werte angenommen werden. Dann wird noch deutlich, dass das Teilen einer gemeinsamen Erzählung zur gemeinsamen Geschichte werden kann und dass Artefakte zur familiären Einheit und Zugehörigkeit beitragen. Das betrachten von Fotos beinhaltet darüber hinaus noch die Voraussetzung des familiären Blicks, der nicht nur imstande ist Äußerlichkeiten, sondern auch Gemütsverfassungen der Mitglieder einer familiären Gemeinschaft zu bewerten. Die Faktoren Zeit-Dauer, Kontinuität und gemeinsame Praktiken sind bei der Entstehung einer Geschwister-Beziehung zwischen leiblichem Kind und Pflegekind wichtig. Nicht nur Praktiken, wie das gemeinsame Spielen im Alltag, auch das Durchstehen einschneidender Krisen verbinden. Familiäre Benennungen können den Grad der Zuneigung zwischen den Mitgliedern in Abgrenzung zu Nicht-Mitgliedern in Pflegefamilien anzeigen. Die Bezeichnung der Pflegeeltern mit Mama bzw. Papa soll eine liebevolle, vertrauensvolle Beziehung zu ihnen zum Ausdruck bringen, welche sich auch in den Beobachtungen zeigte. Die unterschiedliche Benennung der Pflegeeltern bzw. der leiblichen Eltern ist eine Art, die unterschiedlichen Qualitäten der Eltern-Kind Beziehung zu thematisieren.

5. CONCLUSIO

In der Schlussfolgerung sollen nochmals die Ziele der Arbeit in Erinnerung gerufen werden, die in der Einleitung formuliert wurden. Schritt für Schritt werden sie auf ihre Verwirklichung hin beurteilt und die Erkenntnisse dargestellt. Zweifelsohne ist die Beantwortung der Forschungsfragen über die Herstellung von Familie geboten. Daran anschließend werden die Forschungsmethode reflektiert und die Limitationen derselben diskutiert. Darüber hinaus werden die Zweckmäßigkeit der praxistheoretischen Sicht auf Pflegefamilie und der Versuch, den *Family Practices* Ansatz als Analysewerkzeug zu nutzen, diskutiert. Abschließend wird reflektiert, ob diese Arbeit einen Beitrag zu einem lebensnahen Verständnis vom Familiären leisten konnte.

Familiäre Praktiken zur Herstellung von Familien: „Was bringt Pflegefamilien zusammen?“

Das übergeordnete Ziel der Forschungsfragen der vorliegenden Masterarbeit war es, mittels qualitativer soziologischer Verfahren der interpretativen Sozialforschung Erkenntnisse über das familiäre Zusammenleben von Pflegefamilien zu erlangen. Die Kurzfassung der forschungsleitenden Frage ist: *Wie, mittels welcher (Alltags-)Praktiken und verbalen Praktiken der Mitgliedern von Pflegefamilie, wird Familie hergestellt?* Die in der Beobachtung und den Gesprächen eruierten Praktiken zur Herstellung von familiärer Einheit und Zugehörigkeit wurden analytisch unterteilt in Praktiken zum Themenbereich Herkunft und Abstammung, zum Bereich Selbstbild und Motive und zum Bereich Integration. Die Forschung bietet einen Einblick in die Leistungen von Pflegefamilien, angesichts diverser Herausforderungen Familie, herzustellen.

Als zentrale Praktiken zeigten sich die kommunikative Auseinandersetzung und der Umgang mit der Herkunft des Pflegekindes. Herkunft wurde zur Betrachtung in drei Deutungsweisen unterteilt: erstens die ethnische Herkunft, zweitens die soziale Herkunft und drittens die biologische Abstammung bzw. Verwandtschaft. Sind die ethnische Herkunft und die Religion eines Pflegekindes bzw. seiner Eltern mit Vorurteilen behaftet, kann dies, so die subjektive Erfahrung einer Pflegemutter, zu einer erschwerten Vermittlung führen. Dabei ist die Verifizierung der Aussage nicht das Ausschlaggebende, sondern die Bedeutung, die der ethnischen Herkunft bzw. dem religiösen Hintergrund des Kindes zuteil wird. Werden dem Pflegekind und seinen leiblichen Eltern auf die Kultur/Religion bezogene, negativ bewertete Eigenschaften zugeschrieben, wird die Herstellung von Familie erschwert oder erst gar nicht

begonnen. Das Konstrukt einer fremden ethnischen Identität kann zu einer unüberbrückbaren Differenz werden. Das als *fremd konstruierte* Kind zum *eigenen* machen ist eine der Herausforderungen, die gemeistert werden müssen. Ein kritischer Diskussionsansatz wäre, ab welchem Alter eines Kindes von einer religiösen bzw. ethnischen Prägung gesprochen werden kann.

Das konstruktivistische Wesen von Abstammung wird im Unterschied, der zwischen leiblichen Kindern und Pflegekindern auf Basis der genetisch-biologischen Abstammung bzw. der sozialen Abstammung gemacht wird, deutlich: Die gemeinsame genetische Abstammung zwischen Mutter bzw. Vater und leiblichem Kind wird als besonders konstitutiv für die Beziehung zum Kind dargestellt. Es wird angenommen, dass zwischen Mutter/Vater und leiblichem Kind durch Zeugung, Schwangerschaft und Geburt eine besondere Bindung entsteht, die in dieser Art zwischen Pflegemutter/-vater und Pflegekind nicht erreicht werden kann. Die Wahrnehmung einer besonderen emotionalen bzw. symbolischen Komponente von biologischer Abstammung findet auch eine breite gesellschaftliche Akzeptanz (vgl. Jones / Hackett 2011). Sie kann damit insbesondere für Pflegekinder zur Belastung werden, denn ihre Beziehung zu den Pflegeeltern basiert nicht auf biologischer Abstammung. Wird die gemeinsame Abstammung als besonders wichtig betont, so der empirische Eindruck, muss in der Folge ein Umgang mit der nicht bestehenden Abstammung zwischen Pflegeeltern und Kind gefunden werden, um das familienähnliche Zusammenleben zu ermöglichen. An dieser Stelle sei vorausgeschickt, dass der Umgang mit den Pflegekindern in den beobachteten Pflegefamilien liebevoll und fürsorglich ist, unabhängig ob im familiären Diskurs zwischen Pflegekindern und leiblichen Kindern unterschieden wurde. Gleichwohl erfolgt ein Ausgleich auf der kommunikativen Ebene durch eine Um- oder Neudeutung der symbolisch aufgeladenen Stellung von Abstammung und Verwandtschaft. Pflegeeltern und Pflegekinder stehen vor der Aufgabe, andere beziehungsgenerierende Faktoren für sich zu entdecken; beispielsweise durch eine Betonung der sozialen Herkunft, der Sozialisation und Erziehung des Pflegekindes in der Pflegefamilie; oder durch die Strategie der Umdeutung des Prädikats *verwandtschaftlich*, das dann nicht mehr die biologische Abstammung beschreibt, sondern die Qualität einer Beziehung. Wie andere Forschungsbeiträge bereits feststellten, entsteht Beziehung weniger durch Zeugung, Geburt oder ist gar *genetisch veranlagt*, vielmehr sind es die Faktoren Zeit-Dauer und Kontinuität, der gemeinsame Alltag, Routinen aber auch rituelle Familienfestlichkeiten, die Beziehung herstellen (vgl. Carsten 2000). Eindrücklich feststellbar ist dies im Fall der Verbrüderung des Pflegekindes

und des leiblichen Kindes einer Pflegefamilie: Durch gemeinsames Spielen im Alltag, aber auch durch Solidarität in der Krise wurde geschwisterliche Nähe hergestellt.

Die unter Kapitel 3.3 präsentierten Integrationspraktiken sind Praktiken, die eine besondere Beziehung erzeugen und dadurch beispielsweise die *fehlende* Abstammung ausgleichen können. Um ein fremdes Kind in ein Mitglied der Familie zu transformieren, konnten Praktiken der Initiation und der Erziehung ausgemacht werden. Das Ausstatten des Kindes mit passender Kleidung, sowie mit inneren Attributen, wie beispielsweise einer bestimmten Verhaltensweise oder Werte und Normen, zeigen sich in der Forschung als solche Praktiken. Das Teilen von gemeinsamen Werten wird auch in anderen Forschungen als konstitutiv für das Zustandekommen von familiärer Einheit wahrgenommen (Hedin 2009, 166; vgl. Schofield 2002, 269). Zur Herstellung von Familie, familiärer Einheit und Zugehörigkeit tragen überdies Artefakte bei, die im Alltag der Pflegefamilie eine besondere Bedeutung bekommen: Zum Beispiel die Erzeugung und Betrachtung von Fotografien oder spezielle Anfertigungen, wie das Pflegekinder-Heft. Eine weitere familiäre Praktik zur Herstellung von Familie ist das Erzählen geteilter Narrative. Es vermittelt dem Pflegekind die Zugehörigkeit zur Familie, weil es zum einen Gemeinsamkeit herstellt und zum anderen für eine geteilte Vergangenheit steht. In der Analyse wurde ebenfalls die Bedeutung der familiären Benennungen für die Pflegefamilie interpretiert: Familiäre Benennungen dienen zur Abgrenzung von Nichtmitgliedern und können emotionale Nähe anzeigen. Die Bezeichnung der Pflegeeltern mit Mama bzw. Papa bringt ein Näheverhältnis zum Ausdruck und die diversen Möglichkeiten der Benennungen für die leiblichen Eltern können als eine Strategie gedeutet werden, die andersartige Qualität der Beziehung zu artikulieren.

Die Analyse der Forschungsergebnisse mittels relevanter Ergebnisse aus anderen Forschungen lässt vermuten, dass zur Herstellung von Familie auch die Motive und Selbstverständnisse der Pflegeeltern gehören. Je nachdem welche Motive der Aufnahme vorangehen, welche Erwartungen die Eltern an die Aufnahme eines Pflegekindes stellen, hat das Auswirkungen auf ihr Zusammenleben mit dem Pflegekind. Humanitäres/religiöses Engagement oder ein Kinderwunsch waren die zwei hauptsächlichen Motive, die sich in der Forschung zeigten. Pflegeeltern, die sich einen Kinderwunsch erfüllen wollen, tendieren bei der Selbstkonzeption eher zum Ersatzfamilienkonzept und Pflegeeltern, die einem Kind aus schwierigen Verhältnissen helfen wollen, sehen sich eher als Ergänzung zur Herkunftsfamilie (vgl. Sauer 2008, 36f). Sauer kam zu der Einschätzung, dass sich die Gestaltung der Zusammenarbeit der Pflegeeltern mit den leiblichen Eltern aus der Selbstkonzeption ableiten lässt. Dazu zeigten sich im Datenmaterial der vorliegenden Arbeit nur Anzeichen, die sich vielleicht mit weiteren Forschungen verdichten

könnten. Die zwei Selbstwahrnehmungen, die aus diesem Forschungsmaterial hervorgehen, *Familie mit Mehraufwand* und *semi-professionelle Familie*, sind dagegen fruchtbarer. Der Wahrnehmung mancher Pflegeeltern nach kommt es mit der Aufnahme eines Pflegekindes zu einem pädagogischen und anderweitigen Aufwand der im Spannungsfeld mit dem Wunsch steht, wie eine *normale* Familie agieren zu können. Das zweite Selbstverständnis als *normales* Elternteil, das auch professionelle pädagogische Arbeit leistet, bedeutet eine bewusste Wahrnehmung der Besonderheiten der Pflegeelternschaft und dennoch in einer familienanalogen Beziehung mit dem Kind zu leben. Der Exkurs zur moralischen Bewertung von Motiven der Pflegeelternschaft gewährt einen zusätzlichen Einblick in pflegefamiliäre Entscheidungsstrukturen und in herrschende Moralvorstellungen.

Die oben dargestellten, sowie noch unzählige weitere, in der vorliegenden Arbeit unerwähnte Praktiken offenbaren, wie Familie entsteht, aufrecht erhalten wird und was Familie-Sein ausmacht. Die Praktiken der Integration des Pflegekindes in die Familie können dabei als die unmittelbarste Beantwortung der Frage nach den Herstellungspraktiken betrachtet werden. Im Gegensatz zu den kommunikativen Herstellungspraktiken, wie der Motive und Selbstverständnisse oder der Abstammung und Herkunft, die eher auf einer mentalen bzw. sprachlichen Ebene stattfanden, wurden in den Integrationspraktiken die konkreten physischen Handlungen der Familienmitglieder sichtbar, die vollzogen wurden, um das an sich fremde Pflegekind in die Familie einzugliedern.

Reflexion der Methode

Erstens liegt der Fokus der Forschung zweifelsohne auf der Wahrnehmung der Pflegeeltern. Die Wahrnehmungen der Kinder der Pflegefamilien konnten auf Grund mehrerer Faktoren weniger als gewünscht in die Forschung einbezogen werden und die Wahrnehmungen der Herkunftsfamilie mussten sogar gänzlich ausgeblendet werden. Dabei werden Kinder in der soziologischen Forschung als aktiv, an der Reproduktion vom Sozialen beteiligt betrachtet (vgl. Lange / Mierendorff 2009, 184). Die Faktoren, die zu einer geringen Berücksichtigung der kindlichen Sicht führten, sind den Lebensumständen der Pflegekinder, der Präsenz von Erwachsenen, sowie der Methode des Gesprächs an sich geschuldet. Auf Grund der speziellen Lebensumstände von Pflegekindern ist besondere Behutsamkeit bei der Forschung mit ihnen gefragt. Heikle Themen wurden nur äußerst zurückhaltend angesprochen, um dem Kind nicht zu schaden. Es liegt fern, die eigene Stellung als körperlich und verbal überlegene Erwachsene im

Sinne des Erkenntnisinteresses auszunutzen. Grundsätzlich wurde gewartet, ob die Kinder von sich aus erzählen oder etwas von sich zeigen wollen. Im Sinne des Erkenntnisinteresses wäre sicherlich eine offensivere Vorgehensweise förderlich gewesen, aber der Schutz der Kinder stand im Vordergrund. In den Gesprächen mit den anwesenden Familienmitgliedern waren die Erwachsenen grundsätzlich präsenter, vermutlich weil sie dem verbalen Austausch mächtiger sind oder weil die Barrieren zwischen Erwachsenen und im Umgang mit Fremden geringer sind. Zudem war es den Pflegeeltern ein Bedürfnis, sich zu erklären und es kam vor, dass sie auch die verbale Kommunikation für ihre Kinder übernahmen. Um die Wahrnehmungen von Kindern zu erreichen, erwiesen sich Gespräche mit der ganzen Familie weniger geeignet, wohingegen Beobachtungen oder die Kontaktaufnahme über Spielen, über (alltägliches) Plaudern und über das Herzeigen von Räumlichkeiten, Besitztümern oder Fotos fruchtbarer waren. Das gewonnene Datenmaterial wurde dann soweit wie möglich in die Forschung miteinbezogen.

Auf die für das Forschungsinteresse sicherlich aufschlussreichen und nicht minder spannenden Sichtweisen der Herkunftsfamilien musste aus forschungspragmatischen Gründen verzichtet werden. Der Zugang zu diesem Feld konnte im Zuge der Masterarbeit und vor allem auf Grund der oft diffizilen Lebensumstände und Belastungen dieser Personen, nicht zuletzt hinsichtlich der Fremdunterbringung des eigenen Kindes, nicht geleistet werden.

Eine zweite Limitation ergab sich aus der Herausforderung, Praktiken, die nicht verbal formuliert wurden, rein aus der Beobachtung heraus aufzunehmen und hinreichend analysieren zu können. Daraus resultierte eine Bevorzugung der Erzählungen, also der gesprochenen Sprache der Familienmitglieder. Dennoch erwiesen sich die Beobachtungen im Bezug auf die Forschung mit Kindern, der Prämisse der Offenheit und im Sinne eines Gesamteindrucks als sehr wertvoll.

Zur dritten Limitation kam es durch die Interpretation des Datenmaterials im Alleingang. Trotz der, wie auch im Vergleich mit anderen themenverwandten Forschungen bestätigt wurde, sinnvollen Ergebnisse kann eine Interpretation in einer Gruppe viele weitere Perspektiven und Zugänge eröffnen, auf die aus pragmatischen Gründen verzichtet werden musste. Allerdings wurde der gesamte Forschungs- und Auswertungsprozess vom wertvollen Austausch mit sowohl fachkundigen als auch -unkundigen Personen begleitet.

Reflexion der Theorie

Eine Aufgabenstellung der Arbeit war es, das Konzept *Family Practices* anzuwenden um familiäre Herstellungspraktiken, wie zum Beispiel die Integration des Pflegekindes in die

Pflegefamilie, zu eruieren. Das Analysewerkzeug kann insofern als sinnvoll erachtet werden, da durch die Konzentration der forscherschen Aufmerksamkeit auf Praktiken darauf geachtet wird, was in Familien getan wird, wie Familie gelebt wird. In den Ergebnissen wird erkennbar, dass Familie herzustellen etwas Aktives ist: die Forschungssubjekte produzieren aktiv und tätig Familie in ihrem Alltag. Die Praktiken beinhalten *a sense of active*, wie Morgan es formulierte (Morgan 2011, 5). Die Praktiken, die sich so zeigen, können dann als *familiär* beschrieben werden. Familie kann also, Morgans Vorschlag folgend, als Adjektiv verwendet werden, aber auch als Adverb, *wie* etwas getan wird. Die Praxeologie als grundlegende Theorie ist sinnvoll, weil damit aktuelle Ausgestaltungen von Familie erfasst werden können. Diese Arbeit konnte damit eine Wahrnehmung von Familie fördern, die den Fokus auf die Herstellungsarbeit von Familie legt und Familie nicht als etwas Gegebenes, als ein Nomen versteht. Allerdings werden die Praktiken durch die *familiäre Brille* betrachtet und in der Konsequenz die Praktiken als *familiär* interpretiert. Der Blick auf andere Kontextualisierungen, wie beispielsweise Gender oder Ungleichheit kann weitere Diskussionsfelder eröffnen.

Das Ziel der Arbeit, mittels der Erforschung von Pflegefamilien spezifisches Wissen über Familien in Erfahrung zu bringen, kann trotz besprochener Grenzen als erreicht betrachtet werden. Es konnte ein Beitrag geleistet werden, der Vielfältigkeit von Familie und dem Familiären Rechnung zu tragen.

6. LITERATURVERZEICHNIS

Abels, Heinz, 2009: Einführung in die Soziologie. Band 2: Die Individuen in ihrer Gesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag.

Abend, Gabriel, 2008: Two Main Problems in the Sociology of Morality. *Theory and Society*, Vol. 37, No. 2, S. 87-125.

Allan, Graham; Crow Graham, Hawker, Sheila 2013: Stepfamilies. A sociological review. Basingstoke, Hampshire, England: Palgrave Macmillan.

Audehm, Katrin, 2007: Erziehung bei Tisch. Zur sozialen Magie eines Familienrituals. Transcript Verlag: Bielefeld.

Balog, Andreas, 2001: Neue Entwicklungen der Soziologischen Theorien. Stuttgart: UTB.

Beck, Ulrich, 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Blandow, Jürgen, 1972: Rollendiskrepanzen in der Pflegefamilie. Analyse einer sozialpädagogischen Institution. München: Juventa.

Blumer, Herbert, 1978: Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus, In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit 1. Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie, 80-146.

Blumer, Herbert, 1969: *Symbolic Interactionism: Perspective and Method*. New Jersey: Prentice-Hall.

Bundesministerium für Familie und Jugend, 2014: Kinder- und Jugendhilfebericht 2014. Online unter: <https://www.bmfj.gv.at/familie/kinder-jugendhilfe/statistik.html>. 29.02.2016.

Bourdieu, Pierre, 1979: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre, 1982: Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre, 1987: Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre, 1989: Antworten auf einige Einwände. In: Eder, Klaus (Hg.): Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 395-410.

Bourdieu, Pierre, 1983b: Ökonomisches Kapital, Kulturelles Kapital und soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2, Göttingen, 183-198.

Braithwaite, Dawn O. 2010: Constructing family: A typology of voluntary kin . *Journal of Social and Personal Relationships*, Vol. 27(3): 388–407.

Brand, Karl W., 2011: Umweltsoziologie und der praxistheoretische Zugang. In: Groß, Matthias (Hg.): Handbuch Umweltsoziologie. Wiesbaden: Springer VS.

Brodzinsky, David M., 2005: Reconceptualizing openness in adoption: Implications for theory, research and practices. In: Brodzinsky, David M.; Palacios, Jesús: Psychological issues in adoption: research and practices. Westport: Praeger.

Burkart, Günter, 2008: Familiensoziologie. Konstanz: UVK.

Carsten, Jane, 2000: Knowing Where You've Come from': Ruptures and Continuities of Time and Kinship in Narratives of Adoption Reunions . The Journal of the Royal Anthropological Institute, Vol. 6, No. 4, pp. 687- 703.

Charmaz, Kathy, 2006: Constructing Grounded Theory. A Practical Guide Through Qualitative Analysis. London u.a.: Sage.

Daly, Kerry, 2003: Family Theories versus the Theories Families Live by. Journal of Marriage and Family, Vol. 65 (4), 771-784.

Eltern für Kinder Österreich: Anstellungsmöglichkeiten.
<http://www.efk.at/index.php/anstellungsmoeglichkeiten>. 29.02.2016.

Farmer, Elaine; Selwyn, Julie; Meakings, Sarah, 2013: 'Other children say you're not normal because you don't live with your parents'. Children's views of living with informal kinship carers: social networks, stigma and attachment to carers . Child and Family Social Work, 18, pp 25–34.

Finch, Janet, 2007: Displaying Families. Sociology. Sage, Vol. 41 (1), 65-81.

Finch, Janet; Mason Jennifer, 1993: Negotiating Family Responsibilities. London: Routledge.

Gabb, Jaqui, 2010: Home truths: ethical issues in family research. The Open University, UK Qualitative Research, 10(4) 461–478.

Gehres, Walter, 2015: Perspektiven öffentlicher Sozialisation – Aufwachsen in zwei Familien. Münstermann-Verlag: Ibbenbüren.

Gehres, Walter; Hildenbrand, Bruno, 2008: Identitätsbildung und Lebensverläufe bei Pflegekindern. Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden.

Geserick, Christine; Mazal, Wolfgang; Petric, Elisabeth, 2015: Die rechtlicher und soziale Situation von Pflegeeltern in Österreich. Juristische Expertise und empirische Erhebung. ÖIF Forschungsbericht Nr. 16. Wien.

Giddens, Anthony, 1988: Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt a. M., New York: Campus.

Giddens, Anthony, 1988: Die Theorie der Strukturierung. Ein Interview mit Anthony Giddens (geführt von Bernhard Kiesling). Zeitschrift für Soziologie, Jg. 17, 1988, S. 286-295.

Gingrich, André, 1998: Ethnizität für die Praxis. In: Wernhart, Karl R.; Zips, Werner: Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik. Wien: Promedia.

- Girtler, Roland 2001: Methoden der Feldforschung. Wien: Böhlau, S. 147-168.
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L., 1967: The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research. Chicago: Aldine.
- Hedin, Lena 2014: A sense of belonging in a changeable everyday life – a follow-up study of young people in kinship, network, and traditional foster families. *Child and Family Social Work*, 19, pp 165–173.
- Helming, Elisabeth, 2011: Die Pflegefamilie als Gestaltungsleistung. In: Kindler, Heinz; Helming, Elisabeth; Meysen, Thomas; Jurzyk, Karin (Hrsg.): *Handbuch Pflegekinderhilfe*. München: Deutsches Jugendinstitut e.V., S. 226-261.
- Hirschauer, Stefan; Amann, Klaus (Hrsg.), 1997: Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnografischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt: Suhrkamp.
- Hoffmann-Riem, Christa 1980: Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie – Der Datengewinn. *Köllner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Nr. 32, 339-372.
- Huinink, Johannes, 2008: Gegenstand der Familiensoziologie. In: Schneider, Norbert F. (Hrsg.): *Lehrbuch Moderne Familiensoziologie. Theorien, Methoden, empirische Befunde*. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich, 23-40.
- Jensen, An-Magritt, 2009: Pluralisation of Family Forms. In: Qvortrup, Jens; Corsaro, William; Honig, Michael-Sebastian (Hrsg.): *The Palgrave Handbook of Childhood Studies*. Manchester: Palgrave Macmillan, S.140-156.
- Jones, Chris; Hackett, Simon 2011: The Role of ‘Family Practices’ and ‘Displays of Family’ in the Creation of Adoptive Kinship. *British Journal of Social Work*, Vol. 41, 40-56.
- Kindler, Heinz; Scheurer-Englisch, Hermann; Gabler, Sandra; Köckeritz, Christine, 2011: Pflegekinder: Situation, Bindungen, Bedürfnisse und Entwicklungsverläufe. In: Kindler, Heinz; Helming, Elisabeth; Meysen, Thomas; Jurzyk, Karin (Hrsg.) *Handbuch Pflegekinderhilfe*, München: Deutsches Jugendinstitut e.V., S. 128-223.
- Knoblauch, Hubert 2001: Fokussierte Ethnographie. Neuere Entwicklungen in der Ethnographie, in: *Sozialer Sinn* 1/2001: 123 – 142.
- Küfner, Marion; Helming, Elisabeth; Kindler, Heinz, 2011: Umgangskontakte und die Gestaltung von Beziehungen zur Herkunftsfamilie. In: Kindler, Heinz; Helming, Elisabeth; Meysen, Thomas; Jurzyk, Karin (Hrsg.) *Handbuch Pflegekinderhilfe*, München: Deutsches Jugendinstitut e.V., S. 563-612.
- Lamnek, Siegfried, 2010: *Qualitative Sozialforschung*. Lehrbuch. Weinheim: Beltz.
- Latour, Bruno 2007: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Logan, Janette, 2013: Contemporary adoptive kinship: a contribution to new kinship studies. *Child and Family Social Work* 2013, 18, pp 35–45.

Luckmann, Thomas 1998: Gesellschaftliche Bedingungen geistiger Orientierung. In: Luckmann, Thomas (Hg): Moral im Alltag. Sinnvermittlung und moralische Kommunikation in intermediären Institutionen. Gütersloh. S. 19-46.

Lueger, Manfred 2010: Interpretative Sozialforschung: Die Methoden. Wien: UTB.

MAG 11 (Magistratsabteilung 11), Magistrat der Stadt Wien: Pflegekinder, Pflegemamas und Pflegepapas. <https://www.wien.gv.at/menschen/magelf/adoption/pflegefamilie.html>. 29.02.2016.

MAG 11 (Magistratsabteilung 11), Magistrat der Stadt Wien: Was werdende Pflegeeltern wissen wollen. <https://www.wien.gv.at/menschen/magelf/adoption/wissen.html>. 29.02.2016.

Mason, Jennifer, Tipper, Becky, 2008: Being Related: How children define and create kinship. *Childhood*, Vol. 15 (4), 441-460.

Mead George Herbert, 1973 [1934]: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Morgan, David H. J. 1996: Family Connections. An Introduction to Family Studies. Cambridge: Polity Press.

Morgan, David H. J. 2011: Rethinking Family Practices. Basingstoke, Hampshire, England: Palgrave Macmillan.

Nave-Herz, Rosemarie, 2006: Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde. Weinheim und München: Juventa.

Nienstedt, Monika; Westermann, Armin, 2007: Pflegekinder und ihre Entwicklungschancen nach frühen traumatischen Erfahrungen. Stuttgart: Klett-Cotta.

Parsons, Talcott; Bales, Robert F., 1956: Family Socialization and Interaction Process. London: LinkRoutledge & Kegan Paul.

Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika, 2010: Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München: Oldenbourg.

Reckwitz, Andreas, 2003: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie*, Vol. 32 (4), 282-301.

Ribbens McCarthy, Jane; Edwards, Rosalind Gillies, Val, 2003: Making Families: Moral Tales of Parenting and Step-Parenting. Durham: Sociology Press.

Ribbens McCarthy, Jane; Edwards, Rosalind Gillies, Val, 2003: Moral Tales of the child and the adults: Narratives of Contemporary Family Lives under Changing Circumstances. *Sociology* Vol. 34 (4), 785-803.

Ribbens McCarthy, Jane; Edwards, Rosalind, 2011: Key Concepts in Family Studies. London: Sage.

Richter, Rudolf, 2002: Verstehende Soziologie. Wien: Facultas.

- Sales, Sally 2015: Contested attachments: rethinking adoptive kinship in the era of open adoption. *Child and Family Social Work*, 20, pp 149–158.
- Sandmeier, Gunda, 2011: Die Perspektive der Pflegekinder. In: Kindler, Heinz; Helming, Elisabeth; Meysen, Thomas; Jurzyk, Karin (Hrsg.) *Handbuch Pflegekinderhilfe*, München: Deutsches Jugendinstitut e.V., S. 481-499.
- Sauer, Stefanie, 2008: Die Zusammenarbeit von Pflegefamilie und Herkunftsfamilie in dauerhaften Pflegeverhältnissen. Widersprüche und Bewältigungsstrategien doppelter Elternschaft. Opladen: Budrich.
- Schatzki, Theodore R. 2001: Introduction. In: Schatzki, Theodore R.; Knorr-Cetina, Karin; von Savigny, Eike (Hg.): *The Practice Turn in Contemporary Theory*. London & New York: Routledge. 10-23.
- Schier, Michaela; Jurczyk, Karin 2007: Familie als Herstellungsleistung in Zeiten der Entgrenzung. *Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung, Das Parlament*, 2007 (34): 10-16.
- Schneider, Norbert F. (Hrsg.), 2008: *Lehrbuch Moderne Familiensoziologie*. Opladen: Budrich.
- Schneider, David M. 1984[1918]: *A Critique of the Study of Kinship*. Michigan: University of Michigan Press.
- Schofield, Gillian, 2002: The significance of a secure base: a psychosocial model of long-term foster care. *Child and Family Social Work*, 7, pp 259–272.
- Simmel, Georg, 1992 [1908]: Der Arme. In: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. S. 512-555.
- Sirriyeh, Ala, 2013: Hosting strangers: hospitality and family practices in fostering unaccompanied refugee young people. *Child and Family Social Work*, 18, pp 5–14.
- Strauss, Anselm; Corbin, Juliet, 1996 [1990]: *Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags Union.
- Treibel, Annette, 2006: *Einführung in die soziologische Theorie der Gegenwart*. Wiesbaden: VS Verlag
- Vaskovics, Laszlo A. 2009: Segmentierung der Elternrolle. In: Burkart, Günter (Hrsg.): *Zukunft der Familie: Prognosen und Szenarien. Zeitschrift für Familienforschung. Sonderheft 6*. Opladen: Budrich.
- Weeks, Jeffrey; Heaphy, Brian; Donovan, Catherine, 2001: *Same Sex Intimacies. Families of choice and other life experiments*. London, New York: Routledge.
- Weston, Kath, 1991: *Families We Choose: Lesbians, Gays, Kinship*. New York: Columbia University Press.
- West, Candace; Zimmerman, Don H., 1987: Doing Gender. *Gender and Society* Vol . 1, No. 2, 125-151.

Wilhelm, Wolfgang (oJ): Pflegeelternschaft – Rechtliche Situation für Lesben, Schwule und Transgender-Personen. <https://www.wien.gv.at/menschen/queer/sexuelle-orientierung/recht/elternschaft/pflegekind.html> . 29.02.2016.

Zick, Andreas; Küpper, Beate; Hövermann, Andreas, 2011: Die Abwertung der Anderen. Eine europäische Zustandsbeschreibung zu Intoleranz, Vorurteilen und Diskriminierung. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung.

7. ANHANG

Zusammenfassung

Um Familie soziologisch so wahrzunehmen, wie sie im Alltag gelebt wird, soll die praxeologische Sichtweise von Morgans (1996, 2011) Konzept *Family Practices* in der Forschung mit Pflegefamilien angewandt werden. Sind Kinder einer Gefährdung durch ihre Eltern(teile) ausgesetzt und kommen die zuständigen Behörden zum Schluss, dass ein Verbleib in der Herkunftsfamilie nicht möglich ist, können jene Kinder bei Pflegeeltern fremduntergebracht werden (Kindler et. al. 2011). Pflegeeltern sollen den Kindern, bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung der Beziehung des Kindes zu seiner Herkunftsfamilie, ein Aufwachsen in familienähnlicher Struktur ermöglichen (www.wien.gv.at). Insofern lautet die Forschungsfrage der vorliegenden Arbeit: Wie, mit welchen Handlungen und kommunikativen Praktiken, wird Familie von Pflegefamilien hergestellt? Zur Datenerhebung werden mittels teilnehmender, fokussierter Beobachtung (Lamnek 2010, Knoblauch 2001) Familien mit Pflegekindern beim (Alltags-)Handeln beobachtet, die informellen Gespräche (Girtler 2001) mit den Familienmitgliedern aufgezeichnet und das gesammelte Datenmaterial (Protokolle, Transkripte, Memos, Artefakte) mit Codier- und Memoverfahren der *Grounded Theory* (Charmaz 2006) ausgewertet. Die eruierten Praktiken zur Herstellung von familiärer Einheit und Zugehörigkeit wurden analytisch unterteilt in: Praktiken zum Themenbereich Herkunft und Abstammung, zum Bereich Selbstbild und Motive und zum Bereich Integration. Die Forschung bietet einen Einblick in die Leistungen von Pflegefamilien, angesichts diverser Herausforderungen Familie herzustellen und aufrechtzuerhalten und stellt eine Wahrnehmung von Familie bereit, die Familie nicht als etwas Gegebenes versteht, sondern als aktiv, anhand Praktiken hergestellt.

Abstract

To sociologically perceive family as it is lived in everyday life, the praxeological perspective of the concept *Family Practices* from Morgan (1996, 2011) is to be applied in the research with foster families. Are children at risk to be endangered by their parents and the authorities concluding that a stay in the family of origin is not possible, those children may be placed with foster parents (Kindler et. al. 2011). While maintaining the child's relationship with his family of origin, foster parents should offer the child a growth in family-similar structures (www.wien.gv.at). In this respect the research question of this study is: How, by what acts and communicative practices, family by foster families is build? For data collection families with foster children in (everyday)action is observed by means of participating, focused observation (Lamnek 2010, Knoblauch 2001), in addition the informal chats (Girtler 2011) with the family members are recorded and the collected data material (logs, transcripts, memos, artifacts) is analyzed systematically with coding as well as memo-writing by *Grounded Theory* (Charmaz 2006). The elicited practices of building family unit and family belonging are analytically divided into: practices on the subject of the origin and descent, on the area of self-conceptions and motives as well as on the field of integration. The research provides an insight into the achievements of foster families building and maintaining family in the face of various challenges and offers a perception of family, which does not understand it as something given, but is based on active practices.

Auszug aus einem Beobachtungsprotokoll (anonymisiert)

Tabelle 2: Kapeller #1 S. 1-2/ 44-62, Auszug aus dem Beobachtungsprotokoll mit gekürztem Memo

Protokoll	Memo
<p>Es beginnt ein Gespräch zwischen Leonie und Timur darüber wie viele Geschwister er nun hat. Mutter sagt 6 oder 8, Timur möchte aber, dass sie Benjamin und Christina auch mitzählt. Sie verbessern sich gegenseitig. Alle oder nur die richtigen? Leonie zählt nur seine leiblichen Geschwister, Timur widerspricht ihr und sagt, dass er alle mitzählen möchte.</p> <p>Papa steht in der Küche und raucht. Dann setzt er sich aufs Sofa und sagt: „Bei uns ist das so aus jedem Dorf kommt ein Hund“ Ich kenne das Sprichwort nicht. Er erklärt, es kommt aus dem Waldviertel. Seine Frau kommt aus Ungarn, seine Tochter kommt aus Ungarn, Sohn muss arbeiten, kommt auch alle vierzehn Tage, Timur aus Russland. Es gibt viele zugelaufene Hunde in einem Dorf und keiner kann mehr sagen woher der Hund kommt. „Aber am Ende des Tages macht das keinen Unterschied. Seine Katzen kommen von überall her. Hatten mal ganz viele Katzen. Jede hat einen eigenen Charakter. Aber am Ende des Tages ist es Wurscht. Er traf im familiären Umfeld auf Abwehr. Ausländerfeindlichkeit. Oder nicht? Die haben dann gesagt, „der weiß eh noch nicht wer er ist“ (Weil zu jung um „wer“ (Tschetschene, Muslim etc.) zu sein. Ob ich „Eisen-bieger“ kenne, ganz niedrige Arbeit am Bau. Und Putzfrauen. Er hat mit seiner IT Firma damit zu tun. Die sprechen auch alle nicht deutsch. Kein Wort mehr. Aber passt trotzdem.</p> <p>[...]</p>	<p>Definition Familie; Definition Geschwister. Leonie und Timur sind sich uneinig darüber, wer als Timurs Geschwister zählt und wer nicht. Zwei Möglichkeiten: genetisch/ biologische Sichtweise oder gelebte/ gefühlte /symbolische Verwandtschaft, ähnlich wie proper oder quasi aus der Literatur; Leonie tendiert eher zur biologischen/ genetischen Sichtweise von Verwandtschaft. Was bringt Leonie die strikte Trennung zwischen echt und quasi? [...]</p> <p>Zweite Ansicht von Familie, Angus Version. „Aus jedem Dorf kommt ein Hund“ und „Am Ende des Tages ist es Wurscht.“ Die Herkunft macht keinen Unterschied. „Von jedem Dorf einen Hund haben“ (Skat Kartenspiel): Angus deutet den Ausspruch so, dass die Personen seiner Familie aus verschiedenen Regionen stammen. Einerseits geht es ihm um die regionale Herkunft (PM, LT aus Ungarn, PK aus Russland) andererseits auch um die physische „Herkunft“ der Personen: Sein Sohn kommt alle vierzehn Tage, wohnt bei dessen Mutter. Zusammengewürfelte Familie. „Es gibt viele zugelaufene Hunde in einem Dorf und keiner kann mehr sagen woher der Hund kommt.“ Das Dorf ist die Familie. Die Hunde sind die Familienmitglieder. Die Herkunft der Familienmitglieder ist nicht mehr feststellbar. Es wird etwas Größeres daraus, das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile. In einer Familie zusammenleben bedeutet Neubeginn für jeden, man muss sich sowieso neu organisieren, also ist die Geschichte, der eigene „Rucksack“, egal.</p> <p>Es ist ihm egal, woher jemand (ArbeiterInnen, Katzen, Familienmitglieder) kommt. Was zählt „am Ende des Tages“? Rückschau halten, Er weiß um was es wirklich geht, wenn man alles wegstreicht.</p> <p>HERKUNFT als Code, ist Thema in Pflegefamilie: damit Herkunft überhaupt „egal“ sein kann, muss es dennoch irgendwie Thema sein.</p> <p>Familie des PV lehnt PK zu Anfangs ab auf Grund Herkunft? Religion „PK weiß noch nicht, was er ist“ als Kind ist man noch nicht geprägt durch Umfeld. [...]</p>

Transkriptionsrichtlinien

- Zeilennummerierung
- Kodierung der Gesprächs-/ BeobachtungsteilnehmerInnen: Initialen der anonymisierten Vornamen
- Pausen: (Zeitangabe in Sekunden)
- Nichtverbale Äußerungen in eckigen Klammern: [A lacht]
- Situationsspezifische Geräusche in eckigen Klammern: [Telefon läutet]
- Nonverbale Eindrücke der Forscherin und Beobachtungen in eckigen Klammern: [hat Tränen in den Augen]
- Hörersignale bzw. gesprächsgenerierende Beiträge der Forscherin als Text in doppelten Schrägstrichen davor und danach gefasst: //mhm//
- Starke Betonung fett: **etwa so**
- Leise Betonung kursiv: *etwa so*
- Unverständliches und vermuteter Wortlaut bei schlechtverständlichen Stellen in eckigen Klammer: [unverständlich: etwa so]
- sehr gedehnte Sprechweise mit Doppelpunkt vor dem gedehnten Buchstaben: etwa s:o
- abrupter SprecherInnenwechsel mit geradem Strich: | etwa so
- abrupter Abbruch mitten im Satz mit Bindestrich: etwa s-

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Kapeller #1, S. 33/ Z. 1423-1434, Kodierbeispiel line-by-line coding und Memo	45
Tabelle 2: Kapeller #1 S. 1-2/ 44-62, Auszug aus dem Beobachtungsprotokoll mit gekürztem Memo	91

* In Anlehnung an die Werbekampagne der Magistratsabteilung 11.